Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

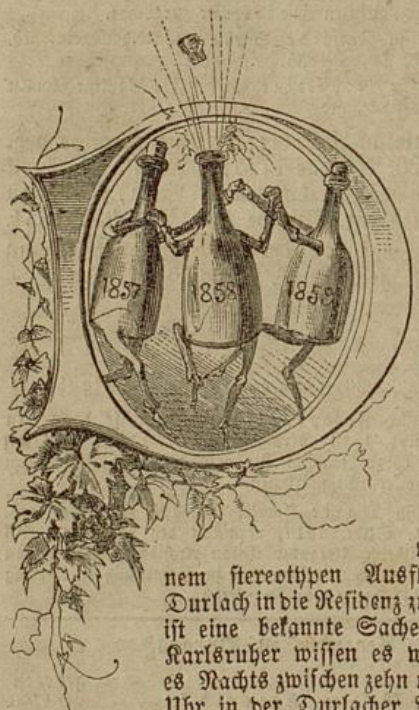
Unterhaltende u. lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Eine wahre Gespenster-Geschichte.

Von B. Albert.



Daß einem Karlsruher ganz absonderliche Dinge passiren können, wenn er Sonntag Nachts von seinem stereotypen Ausfluge nach Durlach in die Residenz zurückkehrt, ist eine bekannte Sache, und die Karlsruher wissen es wohl, daß es Nachts zwischen zehn und zwölf Uhr in der Durlacher Allee nicht ganz geheuer ist. Aber einem ächten Karlsruher kann Durlach niemals entleidet werden und wenn sich ein ganzes Bataillon Gespenster und Gespensterinnen hinter den Pappelbäumen in Hinterhalt legte, um ihm den Weg zu versperren; ein ächter Karlsruher läuft barfuß durch die Hölle, um nach Durlach zu kommen, denn Durlach ist ihm, was dem Fische das Wasser, er schnappt beständig darnach, Durlach ist seine erste und letzte Liebe, und alle Zwischenliebschaften fallen schließlich neben der Unwiderstehlichkeit dieser alten Person. Sich die Möglichkeit zu denken, daß ein Karlsruher leben und existiren könne, wenn er sein Durlach nicht hätte, ist eine wahre Lächerlichkeit.

Trotzdem also, daß es in der Durlacher Allee nicht ganz geheuer ist, und vielleicht eben deswegen, strömen die Karlsruher Sonntag Nachmittags schaarenweise nach Durlach, denn Jeder möchte gerne, wenigstens einmal im Jahre, sein Abenteuer haben. Sie sind ein abenteuerlustiges Völkchen.

Ganz besondere und schreckliche Dinge aber haben sich ereignet, seitdem die beiden Großmächte der 1857er und 1858er sich vereinigt haben, um gemeinschaftlich mit der dritten Großmacht, dem brennenden Durste des glühenden Sommers 1859, eine Trias zu bilden, und die Menschheit toll zu machen, und in der Durlacher Allee ist es gar arg geworden mit Spuck- und Gespenstergeschichten, und selbst die Pappelbäume schütteln bedenklich die Köpfe und ein ängstliches, unheimliches Flüstern geht durch ihre Zweige.

Da ist unter Anderm dem Herrn Expeditionsrathe ein Stückchen passirt, welches wir als warnendes Beispiel allen denen erzählen wollen, welche so tollkühn sind, noch Nachts nach 10 Uhr diese Geisterallee wandeln zu wollen, anstatt ganz solide,

Vormittags auf dem Bureau.

und wie es eigentlich Pflicht eines jeden Karlsruhers ist, mit der Eisenbahn nach Hause zu fahren; — natürlich, wie soll sie sich denn sonst rentiren?

Unser Herr Expeditionsrath also hatte sich eines Sonntag Nachmittags, — es war ein schöner, sonniger Sommertag, fast nur zu schön und zu sonnig, wie sie alle waren in dem gesegneten und berüchtigten Jahre 1859, nach Durlach auf den Weg gemacht. Vormittags auf dem Bureau hatte er mit seinen Collegen die Frage erörtert, ob wohl der liebe Himmel den Sieben- und Achtundfünfziger nur und ausschließlich für die Herren Staatsräthe, Directoren und Collegialräthe habe wachsen lassen. Man kam aber bald und mit einer Stimmeneinheit, die den deutschen Kammern als Muster dienen könnte, zu dem unbestreitbaren Schlusse, man könne, ohne Communist zu sein, annehmen, der Himmel habe eine solche Ungerechtigkeit sich nicht zu Schulden kommen lassen, und wenn den genannten hohen Herren auch der Zwölfer, Fünfzehner u. s. w. in aufsteigender Linie vorzugsweise zugewiesen worden sein möchte, so könnten doch die Herren Expeditionsräthe, Registratoren, Revisoren und Expeditoren den Zehner, Achter u. s. w. in absteigender Linie für sich in Anspruch nehmen, ohne weder gegen die Gesetze der Billigkeit, noch des schuldigen Respectes zu verstoßen. Muß doch das Gesetz der „Billigkeit" stets § 1 sein bei dem Privat-Finanz-Gesetze der letztgenannten Herren. Und also wurde beschlossen, daß heute Nachmittag Jeder in Durlach bei Hrn. Friedrich zur Karlsburg seinen ihm für diesen Tag rechtmäßig zufallenden Antheil an dieser edeln Gottesgabe sich zu Gemüthe führen wolle.

„Frau", hatte der Herr Expeditionsrath beim Abschiede gesagt, „Frau, heute lasse ich mich's

„Frau, heute lasse ich mich's einen Sechsbätzner kosten."

einen Sechsbätzner kosten, es ist ohnedieß ein abgeschätzter und der letzte, der mir am Halse geblieben ist. Doch nein", setzte er nach einigem Bedenken hinzu, „den muß ein Oesterreichischer Kriegsgefangener haben, es kommt Morgen wieder ein Transport hier durch, und das Herz blutet mir, wenn ich nur die armen Bursche anschaue. Sie sind so dankbar, wenn man ihnen Mitgefühl

„Sie kommen gerade recht, ein delikater Zehner."

zeigt, und es ist ja das Wenigste, was wir thun können. Und so müssen denn heute 4 andere Sechser dran glauben. Ich bring's sonst wo wieder ein. Die Sonne scheint mir so lustig in's Herz hinein, und ich bin so frohen und leichten Muthes, wahrhaftig zum erstenmale wieder seit Villafranca. Gott ver..... na, ich will mir den Humor nicht verderben. Nun behüt' dich Gott; oder willst Du vielleicht mit?" fragte er noch pflichtschuldigst, als er schon die Thürfalle in der Hand hatte. Sie wollte aber nicht, denn sie hatte diesen Nachmittag eine Comitee-Sitzung wegen den verwundeten Oesterreichern und wegen den verhagelten Offenburgern; „und komm' nicht so spät nach Hause, lieber Mann", sagte sie noch, „wir haben heute Nacht gebrägelte Knöpfle".

Im Garten zur Karlsburg in Durlach gings bereits lebhaft und lustig her; da waren an allen Tischen Bürger und Beamte, Handwerker und Kaufleute, groß und klein, arm und reich; aber allen hatte der Rebensaft Herz und Mund geöffnet und ein heiteres Gesumse ging von Tisch zu Tische.

„Guten Abend, Herr College", riefs von einem Seitentische, „Sie kommen gerade recht, ein delikater Zehner und eben reiten wir Ihr Steckenpferd". Und der Herr Revisor und der Herr Registrator und der Herr Expeditor rückten zusammen und nahmen den Herrn Expeditionsrath freundlich in die Mitte, denn alle Welt mochte den alten gemüthlichen Herren wohl leiden. Nur ein vierter Gast am Tische machte ein etwas mürrisches Gesicht und rückte verdrossen zur Seite; er war in seiner Jugend bei der Post angestellt gewesen,

hieß Herr Schnautzmeier und trank Zwölfer, er mußte immer etwas Appartes haben.

Und das Steckenpferd wurde geritten,

„Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben."

Der Gegenstand des Gespräches mußte von höchstem Interesse sein und eine der wichtigsten Tagesfragen berühren, denn er electrisirte die ganze Gesellschaft und eine sehr eifrige Discussion belebte den kleinen Tisch, an welchem die fünf Herren sich zusammengefunden hatten.

„Das, meine Herren", schloß der Herr Expeditionsrath seine Rede und hielt in der einen Hand seinen frischgestopften Meerschaum und in der andern einen Fidibus, denn seit einer Viertelstunde war er vor Eifer nicht dazu gekommen, den Portoriko in Gluth zu setzen, „das, meine Herren, ist meine Ansicht von der Sache. Mein Freund, der Hauptmann, hat mir das erklärt; die Schlachtlinie war zu weit auseinander, die Flügel konnten mit dem Centrum nicht communiciren, das Centrum war zu schwach, der linke Flügel kam zu spät, und hätte man den rechten Flügel nur machen lassen, der Benedek würde noch ein Wort mit den Herren Franzosen gesprochen haben, — braver Soldat der Benedek, — so aber freilich ....."

„Was freilich", unterbrach ihn der Herr Revisor und kniff die Augen zusammen, was er jedesmal thut, wenn er einen Witz machen will, „und was Flügel und Centrum! der Knoten sitzt wo anders. Die Oesterreicher haben zu viele Ochsen und zu wenig Ochsenfleisch gehabt, dort liegt der Haas im Pfeffer."

„Bravo, Herr Revisor", lachte der Registrator, „der Herr College haben doch immer ein Witzchen in petto. Aber wahr ist's, und hätte jeder Oesterreicher vor jeder Affaire ein Pfund Ochsenfleisch und einen Schoppen von unserm 57er in den Magen bekommen, da wollte ich einmal die Franzosen laufen gesehen haben, aber so, katzennüchtern ...."

„Was, nüchtern?" fuhr der Herr Schnautzmeier auf, denn wenn irgend Etwas, so konnte ihn dieses Wort in Aufregung versetzen, „was, nüchtern und kämpfen? da soll ja ..... wenn ich Kaiser Franz Joseph wäre, ich ließe einmal ein Dutzend der Herren Verpflegbeamten .....", und dabei machte Herr Schnautzmeier die bezeichnende Pantomime des Aufhängens, „und ließe erst hinten drein die Untersuchung führen, denn Millionen Donnerwetter, nüchtern ist der Mensch ein Tropf, das muß ich wissen, und nun gar ein nüchterner Oesterreicher!"

Jetzt stieß der Hr. Revisor den Hrn. Expeditionsrath mit dem Ellenbogen an und zischelte ihm in's Ohr: „und damit will der Herr Schnautzmeier beweisen, daß er kein Tropf ist, denn er ist selten nüchtern".

„Um Gotteswillen bscht", flüsterte der Herr Expeditionsrath, „er könnte es hören."

Jetzt meinte der Herr Expeditor, der sonst sehr schüchtern war, er müsse auch Etwas sagen, und bemerkte: „Nun Gott Lob und Dank, daß wir nach all' der schrecklichen Zeit uns jetzt der Segnungen des Friedens erfreuen dürfen, den haben wir halt doch der Haltung der neutralen Mächte zu verdanken!"

„Neutrale Mächte!" schrie der Herr Revisor dazwischen, „Kellner, ein Gläschen Kirschwasser! Wie ich von den neutralen Mächten höre, muß ich ein Gläschen Kirschwasser trinken, oder es wird mir übel; Neutrale Mächte! Wir haben doch Etwas gethan, wir Süddeutsche, wir haben doch wenigstens Charpie gezupft und Lumpen gesammelt, aber die neutralen Mächte! Prrrh! Nun Kellner, wird's bald mit dem Kirschwasser?!"

Der Herr Expeditionsrath war ganz warm geworden, er sprang vom Stuhle auf und rief: „Einverstanden, Herr College; zum Henker mit der Neutralität! Selbst mich alten Kerl hat es gepackt u. geschüttelt, und ich habe gemeint ich müsse dreinschlagen, und der verd.... Neutralität haben wir die Schmach von Villafranca zu danken! Kellner, mir auch ein Kirschwasser! Sie haben Recht, Hr. College, es wird einem ganz übel".

Sein Patriotismus steht wieder auf 66%.

„Ah bah!" rief der Herr Schnautzmeier und erhob sein Glas, „Villafranca und Hr. v. Schleinitz sollen leben, denn die beiden sind Schuld, daß meine Papierchen wieder gestiegen sind!"

„Ja, ja" lachte der Revisor und blinzelte wieder mit den Augen, „es ist bekannt, daß dem Herrn Schnautzmeier sein Nationalgefühl mit dem Curszettel fällt und steigt. Der glückliche Mensch hat National's und sein Patriotismus steht jetzt wieder auf 66%.

„Bravo", lachten die Andern, „Ha, Ha bravo!"

„Uebrigens", setzte der Herr Revisor hinzu und schüttete sein Glas auf die Erde, „übrigens, hier ist meine Antwort auf Ihren Toast."

Doch Herr Schnautzmeier runzelte die Stirne und schoß einen Blick auf den unglücklichen

Revisor, der diesem das Blut in den Adern zu rother Tinte gerinnen machte.

„Herrrrr, ich glaube Sie wollen mich zur Zielscheibe Ihres Witzes machen?“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr College“, warnte der Herr Expeditionsrath mit halber Stimme, „stille, sonst wird er grob und es gibt Skandal. Beruhigen Sie sich, er kann Nichts dafür und das Grobsein liegt in seinem Temperamente“.

„Nein, nein, seine Grobheit ist eine Jugenderinnerung“, flüsterte der unverbesserliche Revisor zurück, und laut setzte er hinzu: „Na! Nichts für ungut, Herr Schnautzmeier. Ich, Sie beleidigen? Ich hasse nur alle Neutralität, aber beleidigen will ich Niemand. Ich möchte die halbe Welt umarmen, wenigstens die schönere Hälfte, so liebreich und friedlich ist mir's um's Herz!“

Und der Herr Schnautzmeier gab sich brummend zufrieden, und wieder klangen die Gläser — es kann kein Unfriede bestehen vor dem feurigen flüssigen Golde — und immer mehr wurde politisirt, und Dualismus, Trias, Hegemonie, Centralgewalt mit dem Offenburger Hagelwetter und den Gothaern durcheinander geworfen, und immer mehr 57er wurde getrunken und der Revisor wurde immer lauter und verschwor sich mit dem Registrator, sie wollten in der Eintracht auf die Abschaffung des Kladderadatsch antragen, weil der gemeine Spaßmacher über Süddeutschland schimpfe. Der Expeditor, sonst der sanfteste, timideste Mensch von der Welt, schlug mit der Hand auf den Tisch, machte ein grimmiges Gesicht, und suchte mit Herrn Schnautzmeier anzubinden, von dem er behauptete, er sei kein Patriot, denn ein Mensch mit Staatspapieren könne kein Patriot sein. Herr Schnautzmeier aber ließ alles über sich ergehen, wie ein hartschlägiger Jagdhund, denn alle seine Jugenderinnerungen waren in seinem letzten Glase untergegangen, und er hatte sich dem Genusse einer poetisch-melancholischen Stimmung hingegeben, und erzählte dem Herrn Expeditionsrathe von seiner Frau selig, was er noch niemals vor dem vierten Schoppen gethan hat.

Unser Herr Expeditionsrath hatte seine Pfeife ausgeraucht, seinen Schweizerkäs gegessen und seinen zweiten Schoppen getrunken und bezahlt, und damit die budgetmäßige Position von 24 kr., wie er mit einem kleinen Gewissensbisse bemerkte, bereits um 4 Kreuzer überschritten. „Ja verehrter Herr Expeditionsrath, theurer Freund“, sagte gerade Herr Schnautzmeier und schluchzte, „sie ist nicht mehr, die Gute, oh! und warf einen so trostlosen Blick auf seine leere Flasche, daß der Herr Expeditionsrath in ernstlichen Zweifel gerieth, ob die Schnautzmeier'sche Verzweiflung seiner leeren Flasche oder seiner seligen Frau gelte. Da dachte der Herr Expeditionsrath: „Jetzt ist es Zeit!“ — und mit einem schwachen Seufzer des Bedauern's schielte er nach dem Baum, dessen Obhut er Hut und Stock anvertraut hatte, um sich wo möglich französisch zu empfehlen. Aber da war Nichts zu machen.

„Halt! Herr Expeditionsrath! das ist Verrath!“

„Meine Herren, ich bedaure wirklich, aber ....“

„Kein aber, Herr Expeditionsrath, wir bitten Alle!“

„Ich würde gerne, aber ich muß .....“

„Was müssen!“ —

„Ich bin nicht gesonnen zu müssen, wo ich zu wollen habe!“ declamirte Herr Schnautzmeier, dessen Schmerz, nachdem ihm ein frischer Schoppen vorgesetzt worden, in eine rein poetische Stimmung umgeschlagen war,

„Alle würde es betrüben,
Darum Freundchen, dageblieben,
Bis die Glocke schellt,
Bis die Pfeife gellt,
Und wir mit des Dampfes Brausen
Nach dem lieben Karlsruh' sausen!“

„Bravo! Bravo! Herr Schnautzmeier!“ schallte es von allen Tischen. „Dableiben! Dableiben!“

„Kellner! der Herr Expeditionsrath wünschen noch einen Schoppen. Wir müssen noch Eines anstoßen auf die deutsche Einheit.“

„Nun denn in Gottes Namen, wenn Sie mich an meinem Patriotismus packen, so kann ich nicht widerstehen. Aber Achter, wenn ich bitten darf, die deutsche Einheit könnte mir sonst zu stark werden, und jedenfalls müssen Sie mir erlauben, zu Fuße nach Hause zu gehen, wie es meine Gewohnheit ist.“

Und der Herr Expeditionsrath ergab sich in das Unvermeidliche, murmelte aber noch: „die Kathrine wird doch so gescheidt sein und mir ein Licht unter die Treppe stellen?“

Es war etwa halb 10 Uhr, als sich der Herr Expeditionsrath am Bahnhofe von seinen Freunden trennte. „Meine Herren, nehmet Euch in Karlsruhe vor dem Zopfabschneider in Acht! — So jetzt ärgert sich der Revisor, daß er diesen Witz nicht gemacht hat“; und sich fester in seinen Rock hüllend, denn es hatte sich ein scharfer Ostwind erhoben, — steuerte der alte Herr fröhlichen Gemüthes gegen Karlsruhe.

„Guten Abend, Herr Expeditionsrath“, hatte der Bahnwärter noch gesagt, als Jener über die Eisenbahn ging. „Guten Abend. Ah, Ihr seid's Bader? Bischen rauh heute Nacht!“ — „Ja, Herr Expeditionsrath, wird aber nicht anhalten, wir bekommen noch Regen.“ — „Die Kartoffeln können's brauchen und die Menschen auch. Gute Nacht“.

* * *

„Schrecklicher Mensch der Schnautzmeier. Möchte nur wissen, ob er verwandt ist mit dem Herrn Hosenknopf-Schnautzmeier; dem Millionendonnerwetter nach — Geschwister-Kind oder so Etwas."

„Ha, Ha, Ha! Teufelskerl der Revisor; hat's ihm ordentlich zu schmecken gegeben; der Witz muß in der rothen Tinte liegen, denn sie sind meistentheils witzig."

Also lautete das Selbstgespräch des Herrn Expeditionsrathes auf seinem einsamen Spaziergange; dabei blieb er von Zeit zu Zeit stehen, lachte vergnügt vor sich hin oder fuchtelte mit dem Stocke.

„Ich fühle eine Kraft im Arme, ich glaube, ich könnte noch einmal auf die Mensur! O, man hat auch einmal seine Klinge geschlagen! . . . Was ist, altes Haus, bemooostes Haupt!" schrie er eine stattliche Pappel an, und stieß ihr, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, mit dem Stocke

„Machen wir einen Gang?"

auf den Bauch, — „machen wir einen Gang?" Die Pappel schüttelte den Kopf und schien erstaunt niederzuschauen auf den begeisterten alten Herrn, der ihr eine so eigenthümliche Zumuthung machte.

„Allons! Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Los!! . . . Ha, Ha! Bravo! Das war eine Quart-Terz, die sich gewaschen hat" — lachte der alte Herr, nachdem er „dem bemoosten Haupte" einen so gewaltigen Hieb versetzt hatte, daß die Zweige umherflogen. „Ein regelmäßiger Schmiß! Wahrhaftig, ich könnte es noch riskiren!" . . . Wenn meine Alte morgen früh brummt wegen der gebrägelten Knöpfle, so stürze ich ihr einen „dummen Jungen"; bei Gott, ich thu's!"

Der Herr Expeditionsrath steckte sich einen Pappelzweig als Siegestrophäe auf den Hut und marschirte weiter, immer mit sich selber sprechend und sich in einen köstlichen Humor hineinperorirend, der selbst durch den Gedanken nicht getrübt werden konnte, daß er sein Budget überschritten habe. „Was Budget! Es ist nicht das erste Budget, das überschritten worden ist; ein Budget überschreitet man, und hinten drein begründet man's, so ist's von je her gewesen. Rechnen wir einmal:

Verwendungsposition:

2 Schoppen Zehner macht	20 kr.
1 Portion Schweizerkäs, hätte können ein Bischen größer sein, — macht	5 kr.
das Kirschenwasser gegen die Neutralität . . .	3 kr.
der nachträgliche patriotische Schoppen	8 kr.
thut zusammen	36 kr.
Budgetsatz	24 kr.
Folglich Ueberschreitung	12 kr.

Ich werde Morgen früh beim Kaffe meiner Alten eine Rede halten und die Ueberschreitung begründen, ich werde sagen: . . . . „Meine Herren" — pardon — theures Weib, geliebte Gattin, wollt' ich sagen werd' ich sagen, (man darf es bei solchen Gelegenheiten nicht an zärtlichen Titeln fehlen lassen), „ganz unvorhergesehene und in den außerordentlichen Zeitverhältnissen begründete Umstände haben eine Ueberschreitung meines Budgets nothwendig gemacht; Umstände, die um so schwerer in die Wagschale fallen, als dieselben bei Feststellung des Budgets durchaus nicht vorhergesehen werden konnten, da sie selbst dem schärfsten diplomatischen Blicke verborgen blieben und somit die wichtigsten Interessen nothwendig berühren mußten, Interessen, die sich um so gewaltiger zur Geltung bringen mußten, als sie im innigsten Zusammenhang mit meinen patriotischen Gefühlen stehen. Und diesen Gefühlen Rechnung zu tragen und ihnen Nahrung zu geben, dies meine . . . meine liebe Frau, ist die Pflicht des patriotisch-denkenden Mannes, denn es ist eine unumstößliche Wahrheit, es gibt Verwendungen, denen alle Basis fehlen würde, wenn sie nicht durch Ueberschreitungen ihre Spitze erhielten."

„Eine prachtvolle Rede!" — lachte der Herr Expeditionsrath und wischte sich die Stirne — klar und schlagend „Zeitverhältnisse", „Interesse", „Diplomatie", „Patriotismus", „Basis u. Spitze." „Liebchen was willst du noch mehr?" „Meine Alte kennt ihre Schuldigkeit und wird Ja sagen."

Jetzt blieb der Herr Expeditionsrath stehen und legte nachdenklich den Knopf seines Stockes an die Nase.

„Ich bin doch eigentlich froh, daß ich parlamentarische Anlagen habe, denn wer weiß? . . . .

Man braucht jetzt Männer, die zu sprechen wissen, . . . wichtige Verhandlungen stehen bevor, . . . ich bin entschlossen", und der Herr Expeditionsrath stieß mit großer Energie seinen Stock auf die Erde, „ich stimme für die Trias. Ach! meine Herren Großmächte, wir wollen einmal sehen, wenn die Großmacht „Deutschland" auch ein Wort mit drein redet?"

„Es lebe das einige Deutschland, hurrah, hoch!"

„Doch wir werden großmüthig sein, wir werden vergeben und vergessen. Einig, einig, einig! denn wir müssen einig sein, Hand in Hand und Schulter an Schulter!" und mit erhobener Stimme rief er: „Es lebe das einige Deutschland, hurrah, hoch!" und schwenkte den Hut mit dem Pappelzweige und warf seinen Stock in die Luft, wie ein Tambourmajor. „Hoch!" antwortete das Echo, und es rauschte in den Wipfeln der Pappeln.

„Bravo Echo! Und wenn wir, also perorirte der Herr Expeditionsrath weiter, „und wenn wir nun einmal erst flotte Deutsche sind, dann drehen wir die Geschichte herum und machen eine deutsche Flotte daraus, denn die müssen wir haben, und müßte ich mein letztes Leintuch hergeben, für ein Segel und meine Frau ihre letzte Windel für eine Flagge: Doch nein, mit der Flagge ist's nicht's, denn wir sind ja über die Windelperiode hinaus, Gottlob."

Der Gedanke, daß er diese gefährliche Periode glücklich überstanden habe, stimmte den Herrn Expeditionsrath ganz vergnüglich, und in großer Heiterkeit marschirte er wacker weiter, unbekümmert um den scharfen Nordost, der sich inzwischen erhoben hatte und Wolke an Wolke an der vollen Mondscheibe vorbei jagte. Der Herr Expeditionsrath knüpfte fester seinen Rock zu und dachte: „es ist nur gut, daß ich ihn im Rücken habe, den Windbeutel", aber seinen Enthusiasmus konnte er nicht abkühlen.

„Was ist, du alter Bursche da oben?" rief er zum Monde hinauf und lüpfte, wie zum Gruße, seinen Hut, „du machst ja ein so volles fröhliches Gesicht, als hättest du ebenfalls dein Budget überschritten und parlamentarische Studien gemacht!"

„Was der alte Kumpan mich an meine Jugend mahnt! — Mit solchen Empfindungen habe ich schon lange nicht mehr zu ihm aufgeschaut; wahrhaftig der dritte Schoppen reut mich nicht."

„O daß sie ewig grünen bliebe
Die goldne Zeit der ersten Liebe."

„Es ist dreißig Jahre, daß ich so zu meiner Alten gesungen, und fünfundzwanzig, daß ich sie heimgeführt, und sie hat ausgehalten in Freud und Leid, und hat mich glücklich gemacht. Gott segne das alte Herz!"

Jetzt blieb der Herr Expeditionsrath stehen, und warf einen nachdenklichen Blick auf die volle Mondscheibe und ein Schatten verdüsterte sein Gesicht.

„Wenn ich bedenke, daß der nämliche Mond, der jetzt so voll und freundlich auf mich niederschaut, mit dem nämlichen Gesichte auch auf die Schlachtfelder von Magenta und Solferino niedergeschaut hat! Prrr, mir schaudert! Von welchen Gräueln, könnte der erzählen; wie viele bleichen Gesichter hat er beschienen und wie viele klaffende Todeswunden, wie viele brechenden Augen haben in sein Licht geschaut, wie viele Schmerzschreie und Verwünschungen hat er gehört, und wie viele letzte Gedanken und letzte Grüße an die Heimath hat er aufgefangen? Der Krieg war eine Scheußlichkeit, Gott vergebe denen, die ihn zu verantworten haben."

Die Sentimentalität hielt aber beim Herrn Expeditionsrath nicht lange Stich und schlug, als er dachte, jetzt könne er bald beim Alleehause sein, in eine mehr wissenschaftliche Richtung um. „Es ist doch eine schöne Sache um die Wissenschaft und wir leben in einem merkwürdigen Jahrhundert: — Dampf, Telegraphen, Chloroform, Wasserleitungen ohne Wasser und Bier ohne Hopfen und Malz, vom transatlantischen Kabel gar nicht zu reden, da es selbst noch stark auf das Telegraphengeheimniß verpflichtet ist; das plaudert Nichts aus, die Telegraphisten können sich ein Beispiel daran nehmen; — merkwürdig! Aber meine Passion bleibt doch die Astronomie; ja, ja, man hat Etwas

ein Stern, der will mir nicht leuchten.

gelernt! Zwar ein Stern, der will mir nicht leuchten — und der Herr Expeditionsrath steckte den Daumen durchs Knopfloch seines linken Rockumschlages — doch man ist nicht ehrgeizig; man kann warten; wer weiß, was die Zukunft bringt? .... Man mag darüber sagen, was man will, es ist und bleibt doch eine schöne Sache so ein blinkender, schimmernder Wandelstern im Knopfloch! Es hat noch Keiner darüber gescholten, der einen hat! Der Revisor thut so dergleichen. Hu! ich wollte 'mal sehen, wenn der aus Mißverständniß einen bekäme! Der wäre der Rechte, an der Nachtjacke würde der ihn tragen, und seine Frau müßte sagen: „Gute Nacht, Ritter!" oder Ritter, stehe auf, der Kaffee ist fertig!" Müßte sich famos ausnehmen, der Revisor! —..... Zwar .... mit Kosten wär's immerhin verknüpft; meine schwarzen Hosen — nun die sind noch neu, ... aber einen neuen Frack und eine neue Weste müßte ich haben! Hm, Hm ..... Dummheiten! .... Wohin hat mich die Astronomie geführt!"

Jetzt blieb der alte Herr stehen und beschattete die Augen mit der Hand und blickte in die Ferne. „Dort über jener Pappel ist der Komet gestanden voriges Jahr um diese Zeit. War ein prächtiger Bursche mit seinem Schleppsäbel; war offenbar Adjutant bei den himmlischen Heerschaaren. Ha, ha, ha, hat die Herren Astronomen doch ein bischen geärgert, daß der Herr Adjutant keine Quartiermacher vorausgeschickt hat; ist recht ungeschickt, Einem mit der Thüre so in's Haus zu fallen. Aber einen tüchtigen Wein hat er uns gebracht, der lustige Bursche mit seinem Haarbeutel. Ein drei Millionen Meilen langer Haarbeutel! Donnerwetter, da ist's der Mühe werth!"

„Aber noch Etwas Anderes hat er uns gebracht und das war ein schlechtes Präsent, und der Capuciner in Wallensteins Lager hatte Recht, wenn er sagt:

„Es ist eine Zeit der Thränen und Noth",
„Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder"
„Und aus den Wolken, blutigroth",
„Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter",
„Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe",
„Drohend am Himmelsfenster aus",

war jedenfalls ein gescheuter Kerl, der Capuciner und ein diplomatischer Kopf, und wenn der ‚National's" gehabt hätte, er hätte sie gewiß zu 80 % losgeschlagen."

Und rüstig setzte der Herr Expeditionsrath seinen Weg fort und musterte den Sternenhimmel. „Wenn er jetzt nur da wäre und fegte mir den Himmel sauber! Ich kann vor Wolken die Hälfte meiner Sterne nicht finden .... Ein Mensch, der nicht Astronomie versteht, ist wie ein Schiff ohne Kompaß. Ich glaube, wenn ich mitten in der Wüste wäre, ich könnte mich zurecht finden. Hier ist der Jupiter, dort hinter jener Wolke streckt der große Bär seinen Schwanz hervor, hier die Waage, dort Mars und Venus, sie waren von je her gerne bei einander, hier ...."

Doch hier wurden die astronomischen Studien des Herrn Expeditionsrathes durch ein ganz unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Die höchst unzweckmäßige Einrichtung der Durlacher Allee,

Dort Mars und Venus, sie waren von je her gerne bei einander.

daß die Fußwege von Durlach nach Karlsruhe nicht mindestens noch einmal so breit sind, als die von Karlsruhe nach Durlach, hatten den Herrn Expeditionsrath auf einen Haufen geschlagener Steine geführt, die zur ganz besonderen Bequemlichkeit des lustwandelnden Publikums hier aufgeschichtet sind, und dies unerwartete Hinderniß ihn zu Falle gebracht, so zwar, daß Hut und Stock in verschiedenen Richtungen in die Weite flogen.

„Heiliges Tintenfaß!" — es war ein Schwur, der dem Herrn Expeditionsrathe nur in der höchsten Ueberraschung entfahren konnte — „Heiliges Tintenfaß! Das war ein Plumbs!" brummte er, nachdem er sich langsam in eine sitzende Stellung emporgearbeitet hatte, und rieb sich die Knie. „Hier sitze ich, wie Marius auf den Ruinen von Karthago! — Es hat's doch um Gotteswillen Niemand gesehen? ... Nein, es hat's Niemand gesehen; Alles ist stille, unheimlich stille

„unter Pappeln die einzige fühlende Brust."

„O meine neuen, schwarzen Hosen!"

Das gäbe ein Fressen für den Revisor! Ich glaube wahrhaftig, er würde mich in Verse setzen und in der „Eintracht" zum Besten geben; ich habe ihn ohnedies im Verdachte."

Dieser kleine Unfall wäre keineswegs geeignet gewesen, den Humor des zum Fall Gebrachten im mindesten zu erschüttern; nun aber streifte ein wirklich schmerzlicher Schatten das joviale Gesicht, denn er hatte entdeckt, daß der Mond neugierig die Qualität seiner Unterhosen an den Knien untersuchte.

„O meine neuen, schwarzen Hosen! beide Knie, alle beide!... Und sie sind noch nicht bezahlt! Das ist ein schmerzlicher Riß ins Budget! Was wird meine Alte sagen? Und oh, meine Hoffnung! Nein, jetzt ist's aus, rein aus, denn jetzt müßte ich zu Frack und Weste auch noch neue Hosen anschaffen! — Gute Nacht Ehrgeiz! Gute Nacht Ordenssterne, Gute Nacht parlamentarische Lorbeerkränze, Deutschlands Trias hat seinen eifrigsten Kämpfer verloren, weil er seine einzigen Hosen zerrissen hat.

„So tief herabgestürzt aus allen meinen Himmeln!"

War doch ein solider, junger Mann, der Don Carlos!... Doch meinen Humor sollt Ihr mir nicht verderben! — rief der alte Herr entschlossen und sprang auf die Füße — Deutschland möge sich helfen, wie es kann, und ihr — ihr werdet unter Anerkennung treu geleisteter Dienste und bis zur Wiederherstellung Eurer Gesundheit in Pensionsstand gesetzt und als Bureauhosen verwendet! Und damit Basta!... Nun — retten wir Hut und Stock! O Mars, o Venus! Ich hab's gewußt, so oft die zusammenkommen, gibt's ein Unglück!

Endlich ward der Stock, 20 Schritte weit von den Steinen des Anstoßes, gefunden. „Ah! habe ich dich, alter Kumpan? Du hast mich zwar diesmal treulos im Stiche gelassen, aber ich nehme dich wieder zu Gnaden an,

„Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt!"

„Ein prächtiger Mensch, der Schiller!... Und dort rollt mein Hut mit dem Pappelzweige; wie er mit dem Winde segelt! Halt, halt! alter Windbeutel! gebe Acht, dort ist eine Pfütze! Gottlob, es ist mein alter; seitdem der Kerl zum dritten und letzten Mal ausgebügelt worden, ist er wie rasend; man meint, er ahnt sein Schicksal. Freilich eine trostlose Perspektive, sein Dasein als Filzsohle enden zu müssen! Halt, halt! Ich muß mich wahrhaftig in Galopp setzen!... So, alter Bursche! — und der Herr Expeditionsrath spießte den Flüchtling mit dem Stocke auf den Boden,

„Jetzt ist der Lämmel zahm!"

„Puh! hat mich ordentlich in Athem gesetzt, ist beinah' halbwegs Durlach geflogen; doch nicht möglich, — gegen den Wind? Nein, wahrhaftig mit dem Winde, der Wind hat sich gedreht. Schöne Bescheerung das! O Mars, o Venus! Ich hab's ja gesagt, jetzt kann ich gegen den Wind marschiren! Der Henker weiß heut zu Tage wo der Wind herkommt, nicht einmal die Diplomaten wissens, und haben doch den Aeolus zum Schutzpatron. Ist übrigens eine Eigenthümlichkeit dieser Jahreszeit dieser plötzliche Umschlag des Windes."

Der Himmel hatte sich inzwischen ganz verfinstert, und ein feiner Regen schlug dem wackern,

Seitdem der Kerl zum dritten und letzten Mal ausgebügelt worden, ist er wie rasend.

gegen den Wind ankämpfenden Expeditionsrath gerade in's Gesicht. Doch der dritte Schoppen hielt wacker vor, und Nichts war im Stande, die joviale Laune des alten Herrn über den Haufen zu werfen.

„Nicht daß du mir noch einmal echappirest!" — sagte er, und band den Hut mit dem Nastuch auf dem Kopfe fest. „Hat mir wahrhaftig warm gemacht, der Schlingel mit dem Pappelzweige; war ein regelmäßiges Wettrennen, Klein-Iffezheim, und eben so volksthümlich. Pferdewettrennen, Eselswettrennen, Hundewettrennen,

Hetzjagden, ... jetzt noch ein Stiergefecht, dann stehen wir auf der Spitze der Zivilisation! . . . . Kommt auch noch, ohne Zweifel.

„Wo nur das Alleehaus bleibt? — Oder bin ich schon vorbei? Ich muß schon längst vorbei sein. Ich wette, es können höchstens noch 20 Pappeln bis Gottesau sein. Eins . . . . zwei . . . . drei . . . . prächtige Bursche die Pappeln, ich habe sie selber setzen sehen, ... achtzehn . . . . neunzehn . . . . zwanzig. Als noch nicht? Die Wette wäre verloren. Am Ende bin ich auch schon an Gottesau vorbei.

„Wie sie dastehen, die Pappeln, wie Grenadiere, Bärenmützen, trotzige Gesichter, Schnurrbärte; fest und bolzgerade in Sturm und Wetter. Achtung! Augen links! Faßt das Gewehr an!! Ein stehendes Heer und kostet Nichts und eben so mobil, wie manches andere . . . Etwas Prächtiges um's Soldatenleben, und namentlich im Frieden.

„Nicht daß du mir noch einmal echappirest!"

„Ah! welche Lust, Soldat zu sein!"

„Hu! Wie's stürmt und schüttet! Man meint wahrhaftig, die himmlischen Pompiers halten eine Feuerspritzenprobe; nur zu, mein Feuer löschet Ihr nicht! Wahrhaftig, sind auch Hagelkörner darunter! das fehlte noch, am Ende verhagelt es mir meinen Lattich. Das ist eine verhagelte und verwetterte Zeit. Die armen Offenburger, ha, ha, ha, möchte nur dem Bauern sein verblüfftes Gesicht gesehen haben, als ihm seine Frau davon fliegen wollte und er sie noch in den Lüften am Schurzbändel erwischte.

Wenn das der Revisor gewußt hätte, er wäre mit seiner Frau extra nach Offenburg gereist, um sie fliegen zu lassen sammt ihrer Crinoline „auf Nimmerwiedersehen!"

Jetzt blieb der Herr Expeditionsrath stehen und lauschte, ... Horch! es schlägt . . . . . 11 Uhr! Ganz nahe! Nun Gottlob, jetzt hat's es bald! Was der Regen den Ton der Glocke verändert; man kennt die Karlsruher Uhr gar nicht mehr. Ah, die Wissenschaft, die Wissenschaft hilft über alle Schwierigkeiten; man hat Physik studirt; der Schall pflanzt sich fort durch eine Wellenbewegung der Luft; wenn es nun in diese Wellenbewegung regnet und stürmt, was ist natürlicher, als daß die Welle, folglich auch der Schall verändert wird? Nichts ist natürlicher! Darum der sonderbare Ton der Karlsruher Thurmuhr! . . . . Es ist doch ein erhebendes Gefühl, mit seinem Wissen so hoch über dem großen Haufen zu stehen. Ja, ja, man war nicht umsonst Theilnehmer bei der Naturforscher-Versammlung, physikalische Sektion! Meine wohlverdiente Medaille hängt eingerahmt unter dem Spiegel. Ein schönes Erinnerungszeichen! . . . . War wirklich famos die Naturforscher-Versammlung, ... und was ist nicht die Geognosie für eine interessante, angenehme Wissenschaft. In meinem Leben vergesse ich nicht die geognostischen Untersuchungen auf dem Badener Schlosse und auf dem Thurmberge; und nun gar im Café Beck der Ichthyosaurus, ah! . . .

„Endlich Licht, zwei Laternen am Thore! Was das Gas so schlecht leuchtet und die Thorpfosten so dünn und nieder scheinen! Erklärt sich auch durch die Physik: Brechung der Lichtstrahlen durch den Regen. Die Lichtstrahlen brechen sich im Wasser, bekannte Sache.

„Armer Teufel, die Schildwache! Da steht sie, mitten im Regen und . . . . . und . . . . . hat einen Regenschirm auf? Nun, das ist stark! Zum Kuckuck, was hat denn eine Schildwache mit einem Regenschirm zu schaffen? Zwar möglich ist's, vielleicht hat unser Militär Regenschirme bekommen, kugelfeste."

Der Herr Expeditionsrath war inzwischen ganz nahe zu den Laternen gekommen und hatte den Rockkragen herunter geschlagen und den Hut aus den Augen gerückt, um sich das merkwürdige Schauspiel, wie eine Schildwache mit einem kugelfesten Regenschirme auf dem Posten steht, genauer zu betrachten. „Herr meines Lebens! Das sieht ja gerade aus, wie ein Güterschoppen? Und der Kerl mit dem Schirm gleicht auch eher einem Bahnwärter, als einer Schildwache!? Sie werden doch nicht des Teufels gewesen sein und in einem Nachmittage eine Eisenbahn an's Durlacher Thor gebaut haben? Und noch dazu an einem Sonntage? Im Stande wären sie's! Oder machen sie am Ende gar schon Pumpversuche mit der Wasserleitung? Nein doch, wahrhaftig, es ist eine Eisenbahn; hier der Güterschoppen, da die Barriere, und dort die Schienen, kein Zweifel mehr. Nun handelt sich's nur noch darum, bin ich der Expeditionsrath Müller oder bin ich ein entsprungener Tollhäusler; träume ich, oder wache ich; bin ich betrunken, oder bin ich nüchtern; bin ich ein Franzose oder bin ich ein einiger Deutscher!? Das wollen wir jetzt gleich sehen!"

BLB Karlsruhe

„Mensch, sage mir, wo bin ich!?"

Unser Herr Expeditionsrath war, was ihm sonst selten passirte, wirklich in große Aufregung gerathen, denn die Geschichte wurde ihm doch zu bunt. Er schwang seinen Stock wie einen Säbel und war mit drei Sätzen bei dem Bahnwärter, den er bei der Schulter packte und anschrie: „Mensch, sage mir, wo bin ich?!" Der Mann war auf diesen unerwarteten Angriff nicht gefaßt, und als er aus dem strömenden Regen eine dunkle Gestalt auf sich zuspringen sah und sich gepackt fühlte, war er zwei Schritte zurückgewichen, — „„Halt! wer da!"" — und war im Begriffe, den geschwungenen Regenschirm nachdrücklich auf des alten Herrn Haupt fallen zu lassen, als er glücklicher Weise das vom Laternenlichte beleuchtete Gesicht erkannte.

„Um Gottes Willen, Herr Müller, Sie sind es?" — „„Wer bin ich? hast du gesagt?"" — „Ha, der Herr Müller sind Sie! Schütteln Sie mich nur nicht so!" „„Was Müller! Es gibt überall Müller! Was für ein Müller bin ich? Was habe ich für einen Titel?""

„Ha! das ist doch kurios; Sie werden doch selber wissen, daß Sie der Herr Expeditionsrath sind?"

„„Expeditionsrath? Gottlob! ich bin's also! Aber jetzt Mensch, sage mir, wo bin ich?""

„Wo? Ha, auf der Eisenbahn! Aber Herr, was haben Sie denn? Lassen Sie mich doch los!"

„„Auf welcher Eisenbahn?""

„Ha, auf dem Durlacher Bahnhofe; da ist Durlach!"

„„Gerechter Himmel! In Durlach!"" Der Schlag war hart: härter, als wenn ihm der Bahnwärter den Schirm wirklich applicirt hätte. Der Herr Expeditionsrath ließ den Bahnwärter los und lehnte sich ganz erschöpft und unbekümmert um den strömenden Regen an den Laternenpfosten und seufzte: „„Also in Durlach! und es ist Nachts 11 Uhr!""

„Es wird gleich halb 12 Uhr schlagen", berichtigte der Bahnwärter; „eben ist der Extrazug durch. Kommen sie doch herein, ich will die Barriere schließen."

„„So, Ihr seid's, Bader? O Mars, o Venus! Darum also hat sich der Wind gedreht? Darum klang die Karlsruher Thurmuhr so kurios, brannten die Lichter so trüb? Und ich hab's auch noch durch die Wissenschaft erklärt!""

„Aber mein Gott, Herr Müller, wie kommen denn Sie wieder daher? Es ist ja noch keine zwei Stunden, daß Sie mir guten Abend sagten?"

„„Ich will Euch was im Vertrauen sagen, Bader: da ist der Mars und die Venus schuld daran; sagt's aber nicht weiter.""

„Wer?"

„„Der Mars und die Venus! Seid Ihr taub? . . . Bader, könnt Ihr schweigen?""

„Ja wohl, ich war 12 Jahre Soldat und da lernt man's."

„„So haltet Euer Maul und vergeßt die Geschichte. Es soll Euer Schaden nicht sein. Und jetzt führt mich zu Eurer Frau; sie soll mir Thee kochen und die Hosen flicken; Ihr aber lauft in den Badischen Hof, trommelt den Wirth heraus, und bringt mir so bald wie möglich ein Fuhrwerk . . . Sagt, ich hätte den Fuß übertreten. Seid ein wenig pfiffig, hört Ihr?""

„Werd's recht machen", sagte der Bahnwärter und führte den alten Herrn in sein behaglich gewärmtes Stübchen.

Daß wir's kurz machen. Um halb 2 Uhr Morgens stieg der Herr Expeditionsrath vor

„Ach, gottlob, daß Sie da sind, Herr!"

seiner Hausthüre in der . . . . . Straße in Karlsruhe aus der Badischen-Hof-Wirths-Kale-

sche und zog die Schelle, nachdem er den Kutscher mit einem guten Trinkgeld entlassen. Das Mädchen öffnete und that einen Freudenschrei, als es seinen Herrn erkannte.

„Guten Abend, oder vielmehr guten Morgen, Kathrine! Ist meine Frau noch auf?"

„„Ach, gottlob, daß Sie da sind, Herr! Die Frau will verzweifeln; wir haben bei allen Bekannten herumgeschickt.""

„Hättet zu Mars und Venus schicken sollen."

„„Zu wem?""

„Zu Mars und Venus! Bist du auch taub? Leuchte mir die Treppe hinauf und schließ' das Haus!'

* * *

Daß die Budgetüberschreitung durch des Herrn Expeditionsraths astronomische Studien sich noch bedeutend gesteigert hat, ist begreiflich; aber wir zweifeln nicht daran, daß es seiner diplomatischen Beredtsamkeit gelungen ist, seine Frau vollkommen zufrieden zu stellen. Sie war ja glücklich, daß sie ihren Flüchtling nun wieder hatte.

„Wenn's nur der Revisor nicht erfährt!" — seufzte der Herr Expeditionsrath, als er sich zu Bette legte — „er ist sonst im Stande und bringt mich in den Kalender."

Jungfer Margareth.

Das war die träge Margareth, die wollt' die Hand nicht regen,
Da muß die alte Mutter allein flicken, waschen und fegen.

Das war die eitle Margareth, die putzte sich schon am Morgen,
Da mußte die alte Mutter allein Küch' und Keller besorgen.

Das war die schöne Margareth, die thut den Burschen gefallen,
Sie tanzten und scherzten gerne mit ihr, doch nahm sie Keiner von allen.

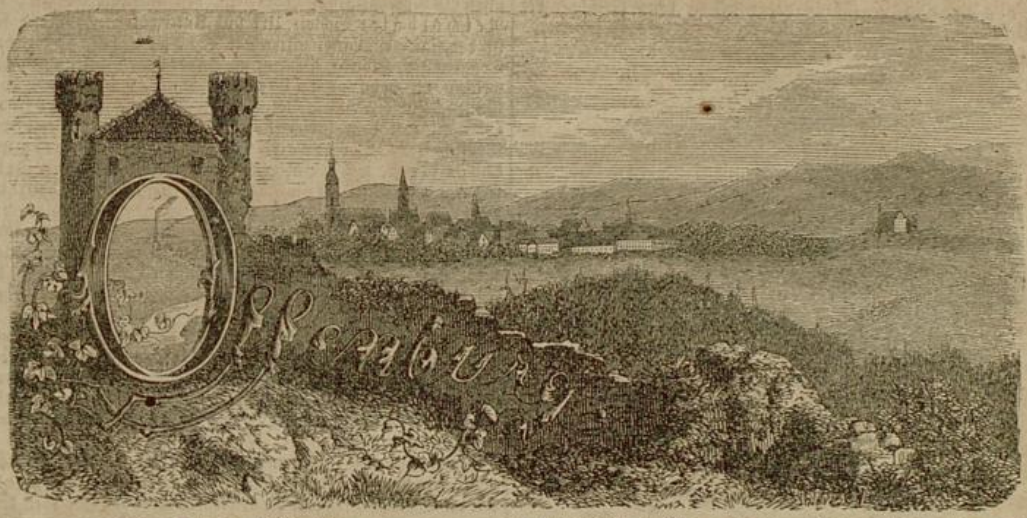
Das war die verlassene Margareth, es kamen und gingen die Jahre,
Vorbei war Putz, Spiel und Tanz, die Mutter lag auf der Bahre.

Das ist nun die hungrige Margareth, sie mag die Hand nicht rühren,
Dort kommt sie mit dem Bettelsack und bettelt vor den Thüren.

Anekdote.

Ein Aufschneider prahlte einst in einer Gesellschaft, er könne in fünf Minuten eine ½ Meile reiten. Man bat einen anwesenden Rittmeister um seine Meinung darüber, und dieser sagte ganz trocken: „Reiten kann ich's nicht, aber lügen kann ich's auch." —

Badische Städtechroniken. 2.



Die Stadt Offenburg.

Der hinkende Bote überstürzt sich nicht, wie's heutzutage leider Mode geworden; er eilt in Allem nur Schritt für Schritt voran. Auch als Städtechronikschreiber macht er keine Sprünge, etwa von Lahr nach Konstanz oder Karlsruhe, sondern er geht ganz bescheiden nicht weiter, als bis zur nächsten bedeutenderen Stadt. Diese Nachbarin ist Offenburg, die freundliche Kinzigstadt im Herzen der schönen Ortenau. Da gibt es mancherlei Altes zu erzählen, was man längst vergessen hat, und mancherlei Neues, wovon man dies und jenes freilich auch lieber vergessen als behalten möchte.

Es ist jetzt etwa fünfzehnhundert Jahre her, seit die alten Römer in unserem Lande den Herren gespielt. Dasselbe war in seinen besseren Gegenden damals gerade so bewohnt und bebaut, wie gegenwärtig. Durch's ganze Rheinthal hin zogen sich Heerstraßen und Verkehrswege mit Kastellen und Standquartieren, zwischen welchen die Städte, Dörfer und Weiler lagen. Wir haben schon von Lahr gehört, daß es auf keltisch-römischem Kulturboden entstanden sei, und dieses war bei Offenburg ganz der nämliche Fall. Beide Städte sind also gleich alte und sich ebenbürtige Schwestern, wenn sie später in ihrer Characterbildung auch himmelweit auseinander gingen.

Der hinkende Bote besitzt leider keinen Riß über das römische Offenburg; aber er meint, der Leser dürfe ihm schon glauben, daß auf dem Hochufer eine Veste gestanden und unten an der Kinzig ein Dorf gelegen; die Gestalt der Gegend, die Ueberreste alter Mauern, die aufgefundenen Denksteine, Münzen und dergleichen, seien hinlängliche Zeugen dafür.

Als nun die Alemannen und Franken in's Rheinthal einfielen und der Römerherrschaft diesseits des Stromes ein Ende machten, wird es dem Platze von Offenburg ergangen sein, wie andern römischen Befestigungen, die deutschen Eroberer werden ihre Wuth daran ausgelassen, sich aber gleichwohl hernach daselbst niedergelassen haben, weil es leichter und angenehmer war, sich in einer bereits kultivirten Gegend einzunisten, als erst mühsam den Wald auszustocken und wildes Erdreich umzubrechen. Wenn man den Hinkenden frägt, wie denn die römische Niederlassung an der Kinzig geheißen habe, so weiß er's freilich nicht; daß aber die Deutschen, welche sich daselbst auf den Römerresten angesiedelt, diese neue Heimath in ihrer Sprache Kinzigdorf nannten, und daß der Graf, welcher das zerstörte Römerkastell auf dem Hochufer in eine Ritterveste umgewandelt, dieselbe nach seinem Namen Offenburg betitelte, das will er beinahe urkundlich wissen.

Da wäre es also nichts mit dem irischen Königssohne Offo, welcher als Missionär des Evangeliums vor dreizehnhundert Jahren in die Ortenau gekommen und Offenburg, Offenweiler und Offenzell gegründet? — Wenn das Kloster Schuttern, dessen erste Anlage die cella Offonis war, noch bestünde mit seinen gelehrten Herrn, so würde der Lahrer Bote es wohl unterlassen, den heiligen Offo öffentlich zu bezweifeln, um nicht in Händel mit ihnen zu gerathen; da sich aber seit Aufhebung der Klöster Niemand mehr für ihre Heiligen interessirt, so hat er schon den ungefährlichen Muth, die Sage von dem irischen oder schottischen Königssohne in der Ortenau für ein Mährchen zu erklären, wie gern er den Offenburgern und Schutternern eine so vornehme und fromme Abkunft auch gönnte.

Offo ist ein altfränkischer Name und bezeichnete hier höchst wahrscheinlich einen Grafen, welchen der Frankenkönig den seit 496 besiegten und unterworfenen Alemannen in der wichtigen Kinziggegend vor die Nase gesetzt. Dieser Herr wird nun das zerstörte Römerkastell wieder hergestellt und zu seinem Sitze erwählt, wie auch in der Nähe das Kloster an der Schutter gestiftet haben. Denn die alten fränkischen Grafen im Alemannenlande hatten neben ihrer politisch-militärischen Aufgabe noch die weitere, für Verbreitung und Befestigung der christlichen Kirche unter dem dasigen Volk zu sorgen, was sie am nachhaltigsten durch Klostergründungen zu bewerkstelligen glaubten.

Als Grafensitz erwuchs die Veste Offo's neben dem Steine von Ortenberg zum Hauptorte des Gaues, und nachdem die ortenauische Grafenstadt um's Jahr 1000 an die Zähringer gelangt war, bestimmten diese Städtegründer auch Offenburg zu einem ihrer Hauptplätze. Nach 1148 erschien der Ort als Veste, wahrscheinlich wie einst Lahr als castrum cum burgo ei annexo, welches hernach einer der Zäringischen Berchtolde zur Stadt erweiterte. In diesem Sinne ist Offenburg eine Schwester von Freiburg, Neuenburg, Villingen, Bern, Burgdorf und so weiter; der Name Zäringen muß also auch für die Offenburger eine ehrwürdige und dankbare Erinnerung sein.

Die neue Stadt erscheint nun mit einer Pfarrkirche und einem Leutpriester (plebanus), mit einem Schuldheißen (scultetus), einem Gemeinderathe (consules) und einer geschlossenen Bürgerschaft (civium universitas), und führte

zum Zeichen ihres städtischen Ranges ein Siegel mit dem Bilde von Mauern und Thürmen. Die neue Stadt war aber auf Reichsboden gegründet, daher fiel sie beim Erlöschen der

Aeltestes Siegel der Stadt Offenburg.

Zäringer (1218) dem Reiche anheim und trat sofort als deutsche Reichsstadt auf die Bühne der Ereignisse. Leider jedoch hatte ihr das stiefmütterliche Geschick keine günstige Rolle zugetheilt. Man muß glauben, die deutschen Reichsstädte seien eigens dazu bestimmt gewesen, in allen Gestalten und Graden von Größe und Beschränktheit, Macht und Unmacht, Glück und Mißgeschick, Würde und Jämmerlichkeit vor der Welt zu erscheinen. Die einen wurden reich und mächtig, andere blieben mittelmäßige Philistersitze und eine dritte Klasse sank zu kleinlichen verspotteten Nestern herab.

Da lag nun, mitten am Oberrheine, das gewaltige Straßburg, wo sich mehr praktische Staatskunst und militärische Macht entwickelte, als man jetzt, in unserer modernen Weisheit nur ahnen mag. Neben einer solchen Nachbarin war nicht aufzukommen, und das bestimmte die Rolle unserer Kinzigstadt. Offenburg blieb zwar der Hauptort der Ortenau oder des ortenauischen Reichslandes; aber es konnte zu nichts Bedeutendem gelangen und mußte sich in Alles fügen, was mächtigere Herren und Gemeinwesen der Nachbarschaft mit ihm vornahmen.

Ad vocem Ortenau hat der Lahrer Bote hier die Gränzbestimmung dieser Landschaft nachzuholen, was ihm um so nöthiger scheint, als es immer noch Leute gibt, welche „Lahr im Breisgau" schreiben. Die Ortenau reichte vom Rheinstrom bis auf die Wasserscheide des Schwarzwaldes und vom Oosbache bei Baden bis hinauf an die Bleich bei Herbolzheim. Man schrieb ehemals „Mortenau" und neuere Gelehrte wollen dies von Morodunum herleiten, welches der keltisch-römische Name von Ortenberg gewesen sein soll. Der Hinkende meint jedoch, der Leser möge diese Ableitung dahin gestellt sein lassen, und ihm lieber erlauben, eine scharfsinnige Beobachtung und Vergleichung vorzutragen, welche hoffentlich nicht hinken wird. Es kommt ihm nämlich vor, als ob der große Gau der Ortenau Anfangs darauf angelegt gewesen, das verkleinerte Bild der Schweiz darzustellen. Betrachtet man die Gestalt der Landschaft, so gleicht der Stock des Schwarzwaldes vom Kesselberge (bei St. Georgen) bis zum Kniebis und zu den Hornißgrinden mit seinen Scheiteln, Armen und Ausläufern dem schweizerischen Alpengebirge. Wie sich dieses gegen den Rhein und Bodensee allmählig in ebene Gefilde verliert, so verflacht sich auch das Ortenauer Hochgebirge allmählig in die Ebene des Rheinthales, und wie die Alpen dem Rheine vornehmlich die Aare mit ihren Nebenwassern zusendet, so schickt ihm der ortenauische Schwarzwald hauptsächlich die Kinzig mit ihren Thalwassern zu. Entstunden aber, nach der Auflösung der alten Gauverhältnisse, dort, in den Schweizerbergen, die Reichsthäler Schwiz, Uri und Unterwalden, während sich in den flacheren Landschaften die Erbgrafschaften von Toggenburg, Kiburg, Baden und Habsburg bildeten, zwischen welchen die Reichsstädte und Reichsabteien St. Gallen, Zürich, Basel, Bern heranwuchsen, so ist dieses in der Ortenau mit dem Reichsthale Harmersbach, mit den Grafschaften Geroldseck, Malberg, Lichtenberg und Oberkirch, wie den Reichsstädten und Reichsabteien Zell, Gengenbach, Offenburg und Schuttern ganz der gleiche Fall gewesen. Die schweizerischen Reichsthäler und Reichsstädte traten zur Erringung und Behauptung ihrer Freiheit in eine Eidgenossenschaft zueinander, welche bald ganz Helvetien umfaßte. Und ebenso schwuren die Städte Offenburg, Gengenbach und Zell mit dem übrigen ortenauischen Reichslande eidlich zusammen, daß sie „einander getreulich rathen und helfen, und gegenseitig Eines für Alle und Alle für Eines mit allem Fleiße und Vermögen einstehen wollen, um ihre Freiheiten und Rechte zu wahren und ihre Wohlfahrt zu fördern." Das war also auch eine Eidgenossenschaft, und die schweizerische hatte keinen größern Ursprung.

Nun waren die Ortenauer auch eben so gute, mit keltisch-römischem Geblüt legirte, demokratisch gesinnte Allemannen wie die Schweizer; allein die Schwarzwaldhöhen sind eben keine Alpen und das Kinzigthal mit der ganzen Ortenau hat keine Lage, wie die Urkantone und andere Schweizerlande sie haben. Daher sind auf Ortenauer Boden wohl harte Landvögte und

Schwur der eidgenössischen Bürgermeister von Offenburg, Gengenbach und Zell a. H.

adelige Leuteschinder, aber kein Attinghausen, kein Tell und Winkelried gewachsen. Es blieb Alles hübsch klein und zahm und mittelmäßig, wovon eben unser Offenburg das sprechendste Bild abgab.

Als freie Stadt des Reiches wurde Offenburg häufig in die Kriege und Wahlstreite der deutschen Könige und Kaiser hineingezogen und hatte hierauf, mit so vielen reichsfreien Gebieten, das mißliche Schicksal, denselben als Mittel oder Pfandstück zu dienen, sich aus ihrer ewigen Geldnoth herauszuhelfen, indem sie sich wenig daraus machten, das Reichsgut überall an die Fürsten zu verpfänden.

So versetzte Ludwig der Baier die Stadt mit dem ganzen ortenauischen Reichslande zuerst (1331) an den Grafen von Oet-

tingen, hierauf (1334) an den Markgrafen von Baden, und endlich (1351) an den Bischof von Straßburg. Sein Nachfolger Karl IV. aber erlaubte 1365 dem Pfalzgrafen Ruprecht bei Rhein, die Pfandschaft an sich zu lösen, was jedoch ohne Wirkung blieb, bis dessen gleichnamiger Sohn die Kaiserkrone erhielt. Der Bischof wollte denselben in seinem Kriege mit den Straßburgern zum Helfer gewinnen und trat ihm daher 1392 wenigstens die Hälfte der Pfandschaft unentgeldlich ab, worauf Ruprecht selbige 1408 seinem Zweitgebornen übertrug.

Hiedurch wurde unser gutes Offenburg mit seinen Genossen zur Rolle eines politischen Amphibiums verdammt; denn halb war es stiftstraßburgisch und halb kurpfälzisch, oder mit andern Worten, es lebte im Wasser einer geistlichen und auf dem Sande einer weltlichen Pfandherrschaft! Dieser amphibische Zustand führte begreiflicherweise zu keinem Gedeihen; was aber die folgenden Kaiser und die Stadt auch aufboten, alle ihre Bemühungen, die verpfändete Landvogtei wieder unter einen Hut zu bringen, blieben vergeblich, bis sich endlich im Jahre 1504 durch einen Kriegsfall die Gelegenheit ergab, dieselbe an das Reich zurückzuziehen.

Während dieser unerquicklichen äußern Verläufe war im Innern unserer Reichsstadt doch manches Löbliche und Erfreuliche geschehen. Die Bürgerschaft hatte schon 1280 zu ihrer bessern Vorsorgung in geistlichen Dingen die mindern Brüder oder Franziskaner herbeigerufen und sie bei Errichtung eines Klosters innerhalb der Ringmauern freigebig unterstützt; sie hatte ferner um's Jahr 1300 ein Armen- und Krankenspital gegründet, welches in der Folge ein bedeutendes Vermögen erhielt und später eine Schützengesellschaft gestiftet, deren Ordnung 1451 erneuert und erweitert wurde. In der städtischen Verfassung aber erschienen seit dem Anfange des 14. Jahrhundert neben dem Schultheißen und alten Rathe noch ein Bürgermeister und neuer Rath mit den Zünften. Denn auch Offenburg hatte seine politische Revolution, welche die alten aristokratischen Geschlechter nöthigte, dem demokratischen Theile der Bürgerschaft das Mitregiment einzuräumen. Freilich durften die offenburgischen Regenten ihre Häupter nicht allzu hoch tragen; denn die beiden Pfandherren ließen den Magistrat merklich fühlen, daß sie regierten, und später, unter andern Herren, wurde es hierin noch schlimmer.

Unter Kaiser Friedrich III. (von 1440 bis 1493) betrug die Einnahme der beiden Pfandherren zu Offenburg jährlich 80 Mark Silber oder 800 Gulden, und gegenwärtig entrichtet die Stadt an den Staat nur an direkter Steuer ..... Gulden! Sie besaß eine schöne Gemarkung von Aeckern, Wiesen, Waidland und Waldung, und war sehr günstig gelegen, in der Mitte vieler zum Theil bedeutender Ortschaften und am Knotenpunkte, wo sich die Bergstraße von Basel nach Frankfurt und der Handelsweg von Straßburg durch's Kinzigthal an den Bodensee und nach Italien durchkreuzten. Diese Lage hatte ein ziemliches Verkehrsleben zur Folge, und die Offenburger trieben verschiedene Gewerbe so tüchtig, daß unter Anderem selbst Straßburg 1452 einen offenburgischen Harnischmacher mit Arbeit beschäftigte.

Dem hinkenden Boten würde es herzliche Freude machen, wenn er dem Leser erzählen könnte, wie unter Kaiser Max I. den Ortenauer Reichsleuten endlich die Stunde der Erlösung aus der Knechtschaft ihrer Pfandherren geschlagen habe. Der damalige Kurfürst von der Pfalz nämlich wurde wegen Ungehorsam gegen das Reichsoberhaupt in die Acht und aller seiner Lande verlustig erklärt, also auch seines Antheiles an der ortenauischen Pfandschaft. Das kaiserliche Heer erschien daselbst und nahm das Ländchen ein „ohne Schwertstreich", wie die Chronik sagt. Dem Kaiser war somit die beste Veranlassung gegeben, bei sothoner Gelegenheit die stiftstraßburgische Hälfte einzulösen und so die gute schöne Ortenau wieder unmittelbar und ungetheilt an das Reich zu bringen.

Versprochen hatte er's auch wirklich, um den Offenburgern und ihren Eidgenossen zu Gengenbach und Zell das Hälmlein durch den Mund zu ziehen, damit sie während des Kriegs sein Interesse desto besser fördern möchten. „Sie sollen", hatte er ihnen verbrieft und besiegelt, „alsdenn fürohin beim Reiche verbleiben und niemals ohne ihr Wissen und Wollen von demselben abgerissen und Jemandem versetzt werden." Aber es geschah nichts von Allem dem; denn als der Krieg glücklich beendigt war, bestätigte Maximilian nicht nur dem Bischofe seinen Antheil auf's Neue, sondern verlieh auch den andern wieder einem neuen Pfandherrn, dem Grafen von Fürstenberg!

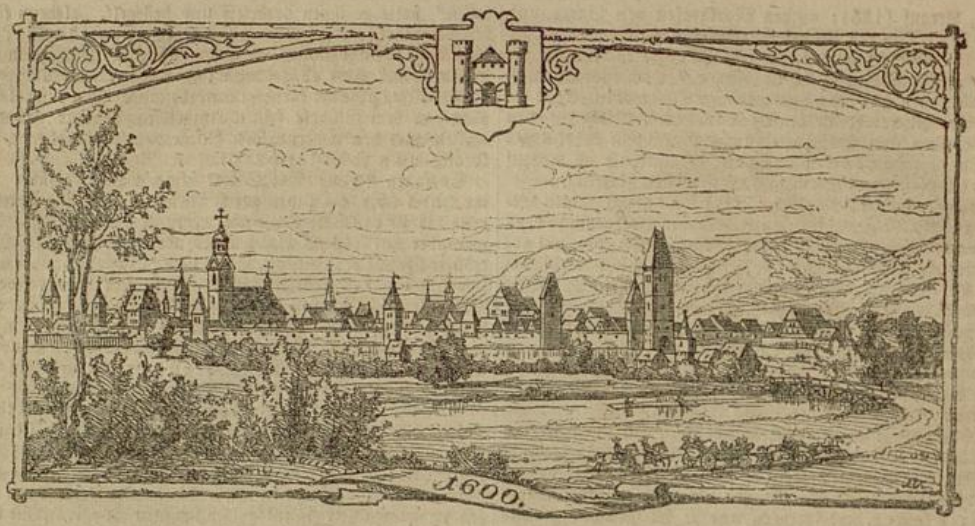
So sahen sich die drei Städte hinter's Licht geführt und ihr Jubel über die zuversichtlich erwartete Erlösung verwandelte sich in das bittere Gefühl arger Täuschung. Das war aber nur das Vorspiel einer noch weit ärgeren. Man tröstete sich mit der Zukunft, wo es dem Reichsoberhaupte möglich sein werde, die Pfandschaft aufzuheben; dann werde die maximilianische Versprechung eine Wahrheit werden. Daher sorgte man dafür, daß auch Karl V. und Ferdinand I. dieselbe urkundlich bestätigten. Mit diesen kaiserlichen Diplomen in der Hand schlummerten die Offenburger und ihre Eidgenossen getrost dem Tage der Verheißung entgegen.

Da weckte sie plötzlich ein Mandat Ferdinands aus ihrem Schlummer. Es verkündigte ihnen, daß er „beide Hälften der Pfandschaft eingelöst und sofort an das Haus Oesterreich gezogen habe; sie hätten daher ihm und seinem Landvogte die gebührende Huldigung zu leisten." Die armen Getäuschten griffen nach ihren Pergamenten und schützten sie vor. „Wie kann der Kaiser das Wort seines Vorfahrs verwüsten?" dachten sie. „Wie darf man unsere Reichsstadt so mir nichts dir nichts zu einer österreichischen Landstadt machen?" Freilich, eine servile Partei im Rathe hielt es mit den Oesterreichern; der Gemeinde aber riefen die Patrioten zu: „Sollten unsere drei Städte dem Erzhause gehorsam sein, so müßten sie in dessen Kriegshändeln ihre Mannschaft stellen; sie würden, anstatt an das Reichskammergericht, an das jüngste Gericht zu Innsbruck (d. h. wo lauter junge Leute als Richter saßen) appelliren und Gott weißt, welche Steuern und Kontributionen entrichten müssen. Wenn wir unsere urkundliche Freiheit nicht aufrecht erhalten, so macht man aus unserer freien Reichsstadt eine österreichische Fürstenstadt für ewige Zeiten."

Da die Städte bei solcher Beschaffenheit der Sachen nichts anderes voraussahen, als daß sie, wo dem obschwebenden Unrathe nicht mit einhelliger Entschiedenheit widerstanden würde, um all' ihre Freiheit kommen und in eine ewige Dienstbarkeit gerathen müßten, so traten sie im Jahre 1575 vertraulich zusammen und erneuerten ihre „uralte Verwandtniß und Einung," indem sie sich gegenseitig das eidliche und urkundliche Gelöbniß thaten: „Wir wollen hinfüro, wie von Alters her, ein Korpus verbleiben und getreulich zusammenhalten, einander mit Rath und That unterstützen und uns durch keine Practik oder Geschwindigkeit (d. h. durch keine Intrik oder Ueberraschung) trennen lassen, sondern allezeit wie für einen Mann stehen und in Sachen unserer Wohlfahrt, Freiheit, Rechte und Gerechtigkeit mit gemeinsamem Rathe, Fleiße und Vermögen handeln und vorgehen.

Der Hinkende hat diese Verläufe einem guten Gewährsmanne nachgeschrieben und mancherlei dabei gedacht, was der Leser wohl errathen mag. Es thut ihm herzlich leid, daß jene Offenburger Patrioten das Schicksal ihrer guten Stadt so richtig vorausgesagt; er hätte lieber gemeldet, daß sie sich geirrt. Jetzt aber kann er sich eines bedauerlichen Lächelns nicht enthalten, wenn seine Feder berichten soll, wie die drei bedrängten Städte sich durch eine urkundliche Rechtsnachweisung zu retten suchten, worin sie da legten, daß durch die Ferdinandische Pfandlösung ihre maximilianische Freiheit völlig vernichtet sei, indem man sie nach deren ausdrücklichem Wortlaute ohne ihr Wissen und Wollen nicht vom Reiche trennen und willkürlich verpfänden dürfe.

All' diese papierenen Waffen und Verschanzungen halfen natürlich nichts. Die Oesterreicher fuhren barsch darein und Kaiser Rudolf II. erließ 1582 den Bescheid, daß die „Reichsstädte" Offenburg, Gengenbach und Zell, deren unerhebliche Einreden längst abgelehnt worden, dem Erzhause als ihren



Pfandherrn und Obervogte die schuldige Gegenpflicht gehorsamst zu leisten und zu erweisen hätten! Dieser Bescheid wurde 1613 von Kaiser Matthias bestätigt und der hierauf einbrechende Krieg brachte die Sache in Vergessenheit.

So erging es der Ortenauer Eidgenossenschaft. Die schweizerische, wie klein sie anfangs auch gewesen, hatte kühn das Schwert geschwungen, das mächtige Oesterreich, das gewaltige Burgund heldenmüthig besiegt, alle Fürsten- und Adelsherrschaft aus ihrem Bereiche verbannt und eine Freiheit errungen, welche in ganz Europa ihres Gleichen nicht fand. Die ortenauischen Eidgenossen in ihrer Unmacht kämpften mit Pergament und Papier, wurden in den Fürstendienst gedrängt, mußten stolzen Landvögten gehorchen und eine privilegirte Reichsritterschaft neben sich aufwuchern sehen, deren Berechtigung ebenso zweideutig, als ihr Nutzen zweifelhaft war. Hier muß der Lahrer Bote, um ein möglichst vollständiger Chronist zu sein, mit dem Nachtrege hinten drein hinken, daß die Offenburger auch vom Bauernkriege stark berührt gewesen. Man hat keine genaue Nachricht darüber; aber es war nicht sauber in der Fechtschule. Der demokratische Geist verleitete eine Anzahl von Bürgern, mit den Bauern gemeinschaftliche Sache zu machen und namentlich an dem Zuge gegen die Reichsabtei Gengenbach theilzunehmen. Im Uebrigen hielt sich die Stadt Offenburg ganz loyal und wurde deßwegen auch von dem Ortenauer Haufen belagert, was jedoch ohne Schaden vorüberging.

Dieweil nun der Bote aus dem ganzen Jahrhundert vom Bauern- bis zum Schwedenkriege über das innere Leben der offenburgischen Bürgerschaft nichts zu vermelden weiß, so tischt er dem Leser eine Ortenauer Witterungs-Chronik dieses Zeitraumes auf.

Anno 1529 kam ein großes Wasser in alle Lande und that vielen Schaden. Der Sommer wurde so naß und kalt, daß die Früchte nicht zeitigen konnten und alles im Preise stieg. Die Maß alten Weines kostete 7 Pfenninge, das Viertel Korn 18 Schillinge und das Viertel Waizen 2 Gulden.

Anno 1564 erfroren im Frühlinge die Reben, worauf ein theuer Jahr folgte. Die Ohm Weines kostete 20 Schillinge, das Viertel Korn 26 bis 28 Schillinge und das Viertel Weizen 1 Pfund 2 Schillinge. Damals galt das Pfund Pfenninge 2 Gulden, der Schilling 6 Kreuzer, der Pfenning ½ Kreuzer und der Gulden 24 Plapperte. Ueberhaupt aber stund der Geldwerth noch einmal so hoch als heutzutage.

Anno 1571 stellte sich ein ausnehmend früher und schöner Frühling ein, daß Jedermann einen fruchtbaren Jahrgang erwartete. Darnach aber kamen böse Wetter und verdarben besonders die Reben, daß der Herbst nichts wurde und eine Theuerung, wie auch ein starkes Sterben eintrat. Es kamen viele Schwaben an den Rhein, um Früchte zu kaufen, denn im Wirtenberger Lande galt das Malter 12 bis 14 Gulden.

Anno 1573 gab es am heiligen Dreikönigtage ein solch' dickes Eis, daß viele Brücken dadurch beschädigt wurden. Darauf folgte eine große Theuerung und herrschte überall Brotmangel; denn das Viertel Korns galt 4 Thaler, der Weizen kostete doppelt so viel, ein Becher Anken 9 Plappert, ein Becher Milch 10 Pfenninge und ein Viertel Salz 7 Batzen. Die Ohm Weines kam auf 18 Schillinge, obwohl er fast ungenießbar sauer war; denn man hatte „die Trübel mit Schleglen zerschlagen müssen, so hart blieben sie."

Anno 1586 währte diese Theuerung fort, wobei das Viertel Weizen auf 5 Gulden 30 Kreuzer zu stehen kam. Der Rath zu Straßburg mußte den Bürgern viel Frucht und Mehl um billigen Preis vertheilen lassen.

Anno 1614 herrschte bis in den März eine außerordentliche Kälte, weil es während des Winters 40mal geschneiet hatte. Gleichwohl versiegten im folgenden Jahre überall die Quellen, so daß großer Wassermangel eintrat, wodurch viel Menschen und Vieh umkamen.

Anno 1618 aber erschien im November und Dezember „ein schrecklicher Komet" in Gestalt einer Ruthe oder eines Schwertes, und war der Vorbote „großen Uebels deutscher Nation." Damals begann in Böhmen der große deutsche Religionskrieg.

Dieser Wetter-Chronik könnte nun auch eine Chronik der armen Weiber beigefügt werden, von welchen man damals glaubte, daß sie das Wetter machten. Und eine kleine Hexenchronik wäre hier um so mehr an ihrem Platze, als das gute Offenburg und die schöne Ortenau in der Zeit von 1550 bis 1630 den traurigen Ruf erlangten, recht eigentliche Sitze und Nester des Hexenwesens zu sein. Der Lahrer Bote ist aber zu wenig diable boiteux, um an solchen Geschichten ein Vergnügen zu finden; er muß daher suchen, di[illegible]ffenburger Hexenperiode in möglichster Kürze abzuthun.

Der Ursprung des Hexenwahnes liegt in dem Aberglauben an übernatürliche Kräfte des Menschen, welcher seit Anbeginn der Welt zu allen Zeiten und in allen Ländern mehr oder weniger vorhanden war. Dummheit, Bosheit und Eigennutz pflegten dieses Unkraut, bis es den gesunden Verstand überwucherte, worauf alsdann selbst die weltliche Obrigkeit

Der Bielerstein bei Offenburg.

ihren Arm dazu hergab, nach Heren zu fahnden, solche zu finden und zu verurtheilen, um ihre Halsgerichtsbarkeit, ihre Inquisitions- und Folterkunst recht weiblich zu üben und nebenbei das Vermögen der Verurtheilten einzusacken!

Dergestalt ergriff der schreckliche Wahn auch das Volk und die Obrigkeiten der Ortenau, und die dasigen Herren Juristen inquirirten, justifizirten und konfiszirten die einheimischen Heren und deren Verlassenschaft nach Herzenslust. Auf dem Stein zu Ortenberg stund der große Herenstuhl, wo man die unglücklichen Geschöpfe des ortenauischen Reichslandes, welche als Zauberinnen, Wettermacherinnen und dergleichen angeschwärzt und eingezogen worden, peinlich befragte, (d. h. auf der Folter zu verzweifelten Geständnissen zwang) und Offenburg lieferte ein besonders zahlreiches Kontingent zu diesem ortenauischen Herenheer!

Einige auf dem Steine eingethürmten und gefolterten Weiber hatten aus Rache und Schadenfreude auch mehrere Offenburgerinnen als Mitschuldige angegeben. Da beeilten sich die Väter der Stadt, dieselben gefänglich einzuziehen, einen eigenen Herenstuhl nach dem Muster des ortenbergischen zu bestellen, die Unglücklichen darauf peinlich zu behandeln und der Bürgerschaft das kannibalische Schauspiel eigener Heren-Justifikationen zu verschaffen! So wurden am 1. Dezember 1627 die ersten drei Offenburgerinnen als Heren öffentlich hingerichtet und verbrannt. Bald folgten denselben vier, fünf andere und so ging es fort, bis nach einem kurzen Jahrfünft über 50 Weiber und Mädchen und bei 10 Mannsbilder das Opfer des entsetzlichsten Wahnes geworden.

Ueber diese Anzahl wird sich der Leser aber weniger verwundern, wenn der Bote ihm berichtet, daß man, mit der freiwilligen Angeberei nicht zufrieden, die Herenspürerei, noch durch eine besondere Fanggebühr unterstützte. Hatte ja Einer behauptet, er wolle zu Offenburg vom Kinzigthor bis an des Kirschners Haus allein acht Heren und Herenmeister finden! Und auch über die ganze Erscheinung des Herenwesens würde der Leser sich weniger verwundern, wenn der Hinkende genug Raum, Zeit und — Geduld hätte, ihm eingehender zu schildern, was die drei Geschlechtalter von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zu der Radikaleur des 30jährigen Kriegs für eine tief verkommene, durchaus kranke, kirchlich, politisch und sozial abscheuliche Zeit gewesen.

Es würde den Leser ermüden, wenn ihm der Bote ausführlicher erzählen wollte, wie es während des 30jährigen oder Schwedenkrieges in und um Offenburg zugegangen. Es war ein bunter Wechsel von feindlichen und freundlichen Truppen, ein launenhafter Wechsel des Kriegsglückes, wobei die gute Stadt eingeschlossen, belagert, eingenommen oder entsetzt wurde — Alles ohne entschiedenen oder entscheidenden Erfolg. Fünfmal in kurzer Zeit sahen sich die Offenburger durch die Schweden und Franzosen belagert oder blockirt, und hätte sie 16 der kaiserliche General Gildehas nicht gerettet, so wäre ihre Heimath nach dem Vorhaben des Feindes in einen Steinhaufen verwandelt worden.

Leider jedoch sollte die Stadt diesem Schicksale nicht ganz entgehen — es war nur hinausgeschoben. Denn im orlean'schen Mordbrennerkriege, (1689) als das ganze deutsche Rheinthal vom Main bis an die Kinzig mit unerhörtem Vandalismus verwüstet wurde, belagerten die französischen Horden auch Offenburg, nahmen dasselbe nach einer hartnäckigen Vertheidigung ein, plünderten es und sprengten seine Befestigungswerke, wobei 18 Häuser ein Raub der Zerstörung wurden. Eine gleichzeitige Nachricht sagt hierüber:

„Die am 23. Februar angelegten 15 Minen sind dergestalt gesprungen, daß rechts vom neuen Thor an bis zum Franziskaner Kloster die Mauern gänzlich ruinirt worden. Beim Kinzigthor wurden etliche Häuser sehr übel zugerichtet, sodann alle Bollwerke und Rundele um die ganze Stadt (bis auf das gegen die obere Mühle) gesprengt und dardurch viele Häuser zu Grunde gerichtet."

„Wie nun dieses vorbei gewesen, ist der französische Anführer Chamilly mit seiner Reiterei die Stadt umritten,

Messieurs, Euer Nest ist ordentlich zugerichtet!

um Alles in Augenschein zu nehmen, und hernach vor die Kanzlei gekommen, allwo ihn die Herren von der Stadt bewillkommet! Auf welches er spöttisch zu ihnen gesagt:

„Messieurs, ihr habt euch nicht zu beklagen — euer Nest ist ordentlich zugerichtet!" Worauf sie ihm nichts erwiedert, er aber nach eingenommenem Frühstück sich alsbald aus dem Staube gemacht."

Dergestalt sah' es damals in Deutschland aus! Dem hinkenden Boten zuckten die Finger, als er obiges niederschrieb und das Blut der tiefsten Schaam drang ihm in's Angesicht. Eine einzige Erscheinung jener Tage tritt einem erfreulich entgegen und erhebt das patriotische Gefühl wieder — der deutsche Held Ludwig von Baden Baden, welcher (nach 10 siegreichen Feldzügen gegen die Türken) auch am Rheine die Ehre der deutschen Waffen rettete und unsere Lande seit 1693 gegen den westlichen Reichsfeind ruhmvoll vertheidigte. Als eine Erkenntlichkeit für diese wichtigen Dienste erhielt derselbe im Jahre 1701 von Kaiser Leopold I. die Landvogtei Ortenau mit den drei Städten als ein österreichisches Lehen für sich und seine männlichen Sprößlinge, was ihm gewiß jeder Patriot von Herzen gegönnt hat.

Unser Offenburg war also wieder in badischem Besitze, wie von 1334 bis 1351, nur mit ganz anderem Charakter. Ein Kind unserer Tage wird sich schwerlich einen Begriff davon machen können, was das für ein Ding sei: Eine freie Stadt des heiligen römisch-deutschen Reiches als erbliche Pfandschaft beim Erzhause Oesterreich und als österreichisches Mannlehen in der Hand des Hauses von Baden-Baden! Die alten ortenauischen Eidgenossen hatten somit wieder dreierlei Herren zugleich — erstens den Markgrafen, hinter demselben den Erzherzog und hinter diesem den Kaiser. Das mochte ihnen genug sein.

Als man am ersten Tage des Septembers 1701 auf dem Schießrain zu Ortenberg dem badischen Kommissär v. Plittersdorf die Huldigung ablegte, zeigte sich kein Widerwillen unter dem Volke und wie's dem Hinkenden scheint, wurde dasselbe nicht ungerne markgräfisch. Auch unsere Kinzigstadt wäre unter der badischen Herrschaft wohl ganz zufrieden gewesen, hätten ihr nicht die Franzosenkriege des 18. Jahrhunderts so mancherlei Sorgen und Verluste verursacht, nachdem sie bereits in den Kriegsjahren von 1688 bis 1697 einen Schaden von 1,169 700 Gulden erlitten. Indessen soll sich auch mancher Offenburger durch die Franzosen bereichert haben, wie namentlich als einst die Kaiserlichen den französischen General Vivant genöthigt, mit Zurücklassung seines ganzen Lagers, auf „dem Angel", die schleunigste Flucht zu ergreifen, wo es dann reichliche Beute gegeben.

Nachdem sich aber die Kriegswetter gelegt hatten und endlich ein langer Friede die Länder am Rheinstrom beglückte, entstunden zu Zell, Gengenbach und Offenburg, wie es anderwärts eben auch der leidige Fall war, mancherlei innere Händel; denn die Menschen bitten den Himmel immer um den Segen des Friedens und gönnen einander selbst keine Ruhe. Es mochte freilich Etwas daran sein, als 1750 die Offenburger ihren Magistrat beschuldigten, daß er das Gemeindevermögen selbstsüchtig verwalte und dergleichen. Indessen wurde das gute Einverständniß zwischen beiden bald wieder hergestellt, nachdem die Herren vom Rathe sich darein gefügt, einen von der Bürgerschaft erwählten Controleur beim städtischen Zahlamte zu dulden und alljährlich spezifizirte Rechnung abzulegen.

Nun aber, kaum ein Jahrzehnt nach obigem Handel, gerieth die Stadt mit den badischen Beamten in Streit und Hader. Fiel es ja dem landvogteilichen Herrn Sekretarius ein, seinen Sitz in der badisch-österreichischen „freien Reichsstadt" nehmen zu wollen! Das lief gegen alles alte Herkommen und wurde rundweg verweigert, nicht nur schriftlich, sondern thatsächlich, indem man dem Heranziehenden das Stadtthor vor der Nase verschloß! Die Entrüstung des Oberamts über diesen Schimpf, über diese Rebellion, war begreiflich und sein Entschluß, die Sache mit Waffengewalt durchzusetzen, ebenso. Damit die Offenburger keinen nachhaltigen Widerstand leisten könnten, ließ der Landvogt heimlich alles Pulver in den Läden der Stadt aufkaufen, und als dieser schlaue Streich gelungen war, wurden 1500 Bauern aus den benachbarten Landgerichten aufgeboten, welche sich mit Flinten, Hellebarden, Sensen, Dreschflegeln und Mistgabeln bewaffnet und so die widerspenstige Stadt überrumpeln sollten.

Es war an einem der kältesten Tage des Jänners 1760, als dieses Aufgebot über den Stadtgraben gegen das Kinzigthor anrückte — in der sichern Erwartung eines blutigen Kampfes. In der guten Stadt Offenburg befand sich aber Alles in tiefster Ruhe. Der Magistrat hatte sich bei der Nachricht von dem drohenden Sturm auf dem Rathhause versammelt und beschloß ohne Weiteres (obwohl noch mehrere hundert Pfund Pulver bei der Stadtkanzlei vorräthig lagen), daß die Stadt in diesem Kriege als „offene Burg" ihren Namen bewähre. Also wurden Zimmerleute nach dem Kinzigthor geschickt, welche dasselbe unter Scherz und Gelächter aufhieben.

Sofort zogen die Bauern in die Stadt, besetzten die sämmtlichen Thore, führten die Wägen mit dem Hausrathe des Herrn Secretarii vor den Königshof und zerstreuten sich hierauf in die Wirths-, Bäcker- und Schenkhäuser. Hier wurde dann die unblutige Einnahme mit manchem Glaslein Ortenauer gefeiert, bis der Abend die Helden des Tages nach Hause rief,

1500 Bauern aus der Umgegend stürmen mit Flinten, Hellebarden, Sensen, Dreschflegeln u. Mistgabeln bewaffnet die Stadt Offenburg.

wo einer und der andere wohl noch mit blutigem Kopfe angekommen sein mag.

Siebenzig Jahre, nachdem Offenburg badisch geworden, erlosch der Mannsstamm des Helden Ludwig, und die Stadt mit ihren Genossen fiel dem Erzhause wieder anheim. Ob man darüber erfreut war, weiß der Lahrer Bote nicht; so viel aber ist ihm bekannt, daß es zwischen der Stadt und Regierung bald zu giftigen Reibereien kam, da erstere ihre „alten Freiheiten und Rechte" geltend machen wollte, während letztere dieselben auf alle Weise zu schmälern und niederzuhalten suchte. Dieser papierene Kampf endigte mit einem halben Siege der Offenburger; denn sie behielten ihre Privilegien, ihr demokratisches Stadtregiment, welches aus dem Rathe (mit dem Reichsschuldheißen und den vier Stadtmeistern) und aus den Zünften bestund, ihre ziemlich unabhängige Gemeindeverwaltung und Ortspolizei.

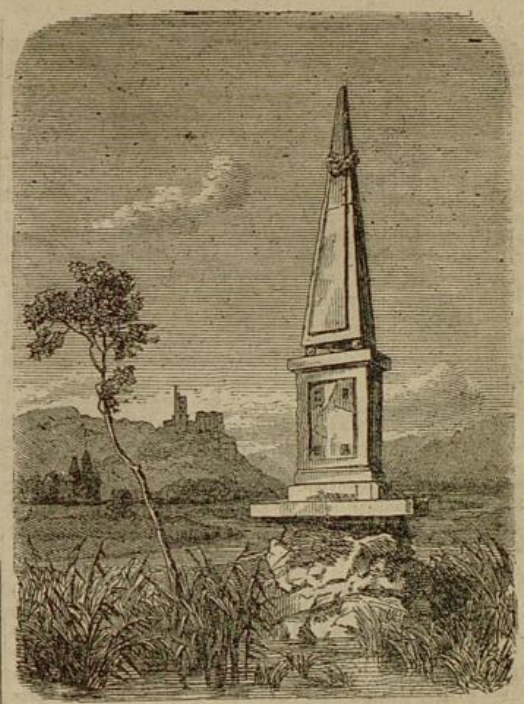
Eine Nachricht aus den letzten Reichszeiten sagt: „Vor der französischen Verheerung war Offenburg weit herrlicher, als es dermalen ist. Doch aber hat sich die Stadt seither um Vieles erholt und steht unter den übrigen Reichsstädten in nicht geringem Ansehen. Sie ist der Wohnort verschiedener adeliger Familien (wie der Herren von Neveu, von Plittersdorf, von Ried und von Dalberg) und besitzt seit 1284 ein Franziskaner-, wie seit 1640 ein Kapuzinerkloster. Alsdann seit 1310 ein mit ansehnlichen Gefällen versehenes reiches Spital ad S. Andream für s. g. Herren- und bürgerliche Pfründner, und daneben ein Armenspital für die unbemittelten Presthaften und Siechen, auch für Elende oder fremde Kranke. Das Seelgeretto (oder die Kirchenschaffnei), welches durch die Reformation viele seiner Einkünfte verloren, wurde aus Stadtmitteln wieder in blühenden Stand gebracht. Die Stadt unterhaltet ein Gymnasium bei den Franziskanern, worin auch Philosophia und Theologia moralis gelehrt wird. Endlich erfreut sich Offenburg einer angenehmen freien Lage mit gesunder Luft und gutem Wasser, wie eines schönen und fruchtbaren Bannes oder Gemarkungsbezirks, mit trefflichen Weingärten, mit Fruchtfeldern aller Gattung, stattlichen Waldungen und Waldgängen."

Das war das alte Offenburg — die vielgeprüfte, wechselvolle, treu verharrende Reichsstadt; das neue beginnt mit dem Frieden von Lüneville (1801) und die bald hernach erfolgte Auflösung des deutschen Reiches. Die Stadt wurde durch diese gewaltige Veränderung zum dritten Male badisch, wieder mit anderm Charakter. Ihre althergebrachten Freiheiten und Verfassungsrechte erloschen — sie gelangte unter die volle Souveränetät eines deutschen Bundesfürsten; aber bald auch unter den Schutz einer konstitutionellen Verfassung, und trat damit in eine Periode neuer gedeihlicher Entwicklung.

Als Offenburg 1799 von den Franzosen besetzt war, fand vor den Thoren der Stadt ein Gefecht statt, worin der (von Gengenbach heranrückende) österreichische General Meerfeld den Sieg erfocht, der tapfere Husarenoberst Keglovich aber, in dem Augenblick, da er eine Depesche las, von einer Kanonenkugel getödtet ward. Man errichtete dem Gefallenen an der Stelle seines Todes (dem sogenannten Ortenberger Brün) ein einfaches Denkmal, welches inzwischen leider starke Beschädigungen erlitt und ziemlich unbekannt ist, daher wir dasselbe bildlich hier einschieben.

In den napoleonischen Kriegen war Offenburg öfters mit starken Einquartierungen heimgesucht, namentlich 1813, wo man daselbst einige Verschanzungen, ein russisches und ein österreichisches Proviantmagazin und ein großes Militärspital errichtete. Den bittern Nachwehen dieser langen Kriegszeit folgte das Hungerjahr 1817, und nur langsam erholte man sich wieder. Die Stadt hatte für dasjenige, was sie durch die Säcularisation und Mediatisirung eingebüßt, das Direktorium des Kinzigkreises erhalten, verlor dasselbe aber durch die neue Kreiseintheilung des Großherzogthums 1832 wieder, und war somit auf ihre eigenen Mittel, besonders ihre Landwirthschaft beschränkt.

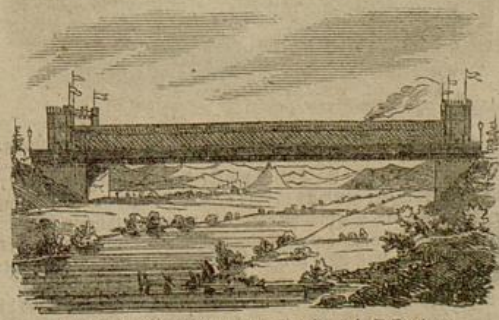
Dergestalt schien es das Geschick von Offenburg zu sein,



Denkmal des österr. Obersten Keglovich, gefallen bei Offenburg.

sich aus einer „freien Stadt des heiligen römisch-deutschen Reiches" in eine gewöhnliche badische Land- oder Bauernstadt zu verwandeln. Seine günstige wichtige Lage jedoch rettete ihm eine bessere Zukunft. Die Neuzeit mit ihrem mittelreichen regen Leben und Streben hat die freundliche Kinzigstadt auf die Bahn eines neuen Emporblühens geleitet. Die Industrie trat neben die Landwirthschaft und die Eisenbahn bot beiden die Mittel eines freudig fördernden Verkehrs. Seit den 30r Jahren ist in und für Offenburg an Verschönerungen, Erweiterungen und Verbesserungen der Stadt, ihres Lebens und Wohlstandes mehr geschehen, als früher in ganzen Jahrhunderten.

Anno 1848, am 19. März fand in Offenburg, als dem Mittelpunkte des badischen Landes, die große Volksversammlung statt, wo das Banner mit dem alten Reichsadler der rothen Fahne weichen mußte. Und 1849 den 13. Mai, war die Stadt auch für die zweite große Versammlung auserlesen, mit welcher die badische Revolution ihren thatsächlichen Anfang nahm. Ein Geschichtsprofessor würde hier die gelehrte Anmerkung machen: „Offenburgs demokratische Verfassung unter dem

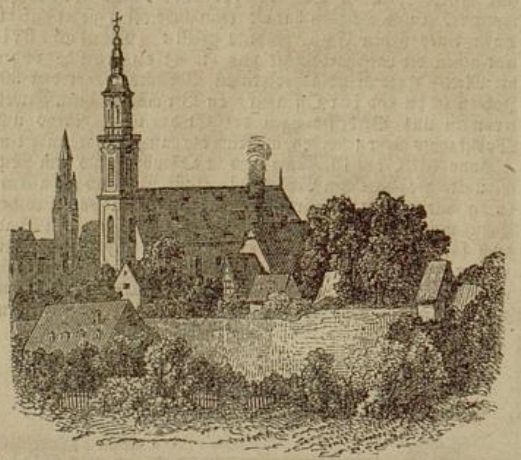


Eisenbahnbrücke über die Kinzig bei Offenburg.

Eisenbahnbrücke über die Kinzig.

Reiche hatte einen Geist in die Bevölkerung gepflanzt, welcher fortwirkend die Residenzstadt überlebte und 1848 merklich zu Tage trat." Der Lahrer Bote ist aber nicht so pragmatisch und hinkt weiter.

Anno 1853 wurde die große Eisenbahn-Gitterbrücke über die Kinzig (ein Meisterstück des Ingenieurs Ruppert) eröffnet, und auf dem Marktplatze der Stadt das Denkmal des Kartoffelbringers Franz Drake (ein Werk des Bildhauers Friderich zu Straßburg) aufgerichtet. Wie aber dieser englische Seeheld (geb. 1545, gest. 1596) dazu gekommen, gerade in der Metropole des „Bohnen-Landes" monumental verherrlicht zu werden, ist eine Frage, welche der Lahrer Bote mit all seinem Witze noch nicht zu lösen vermocht hat. Auch stellt das Standbild den Admiral als einen Riesen von Gestalt dar, während man von seinen Zeitgenossen weiß, daß er ein kurzer unansehlicher Mann gewesen.

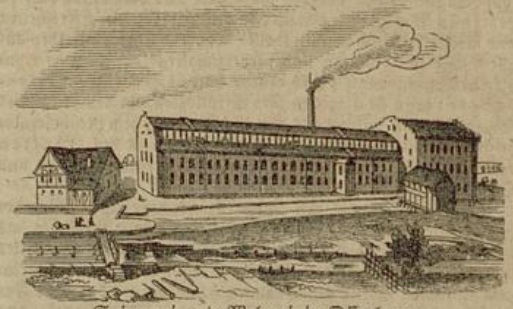


Katholische (rechts) u. evangelische (links) Kirche in Offenburg.

Anno 1857, am 9. Juli, wurde der Grundstein zu der evangelisch-protestantischen Kirche gelegt, deren Entwerfer an ihr den Versuch wagte, den reinen gothischen Baustyl mit den Forderungen des protestantischen Kultus zu vereinigen. Sie soll einen 210 Fuß hohen Thurm erhalten, welcher den Freiburger Münsterthurm zum Urbilde hat.

Von den älteren öffentlichen Gebäuden sind nur noch die katholische Stadtkirche, das ehemalige Landvogteihaus (jetzt Oberamtssitz), das Rathhaus, das Ritterhaus (jetzt Sitz des Amtsgerichts), das Salzhaus, das Frauenkloster und dergleichen übrig.

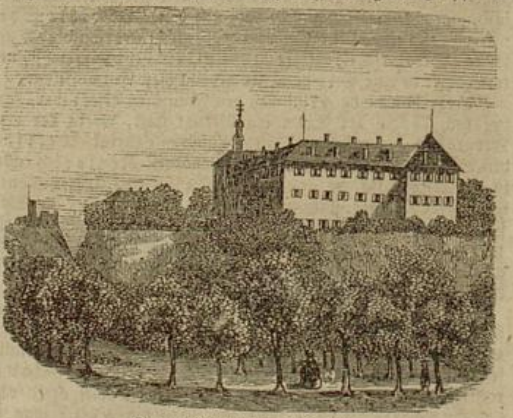
Was Offenburg an alten Bauten, Anstalten und Einrichtungen aber auch eingebüßt haben mag, das wurde durch neue reichlich ersetzt. So besitzt die Stadt bereits mehrere größere und kleinere Fabriken, nämlich eine große Spinn-



Spinnerei und Weberei in Offenburg.

und Weberei, eine Baumwollenspinnerei; eine Tabak-, eine Cigarren-, Zucker-, Watt-, Schuh- und Hutfabrik; ferner Fabriken für gepreßte Gemüse, für Hutstoffe, für Flaschenhalter, Mousselin-Glas und gemalte Gläser; eine mechanische Werkstätte, eine Säge und Holzschneidmühle; endlich einen Floßcanal und eine Holzhandlung, besonders aber drei Weinhandlungen, welche die trefflichen Ortenauer Weine in weit entfernte Länder versenden.

Diese Fabrik- und Gewerbthätigkeit bedingt einen nicht unbedeutenden Verkehr und hebt die Speditionsgeschäfte von Jahr zu Jahr. Dabei aber schreitet auch der rationelle Betrieb der Landwirthschaft, zumal des Weinbaues, erfreulichst fort, und mit allem diesem stehen die Anstalten für geistige und gesellige Bildung, wie für Kranken- und Armenpflege in entsprechendem Verhältnisse. Offenburg besitzt treffliche Erziehungsanstalten: eine katholische Knaben- und Mädchenschule, eine evangel. Volksschule, eine gute Gewerbschule, ein Gymnasium, welches sich seit 1821 im ehemaligen Kapuzinerkloster befindet, und ein berühmtes Lehr- und Erziehungsinstitut für Mädchen in dem 1823 von Ottersweier nach der Stadt verlegten Frauenkloster. Ferner besitzt Offenburg ein Hospital



Frauenkloster in Offenburg

für Pfründner, dessen Vermögen über eine halbe Million beträgt, ein städtisches Armenhaus für völlig mittellose Leute, ein bestens eingerichtetes Krankenhaus und ein schönes Waisenhaus, in welch' letztern beiden Anstalten die häusliche Pflege den barmherzigen Schwestern anvertraut ist.

Die Stadt zählt in 540 Wohnhäusern 4600 Einwohner, worunter etwa 300 protestantisch sind. Sie hat eine schöne We-

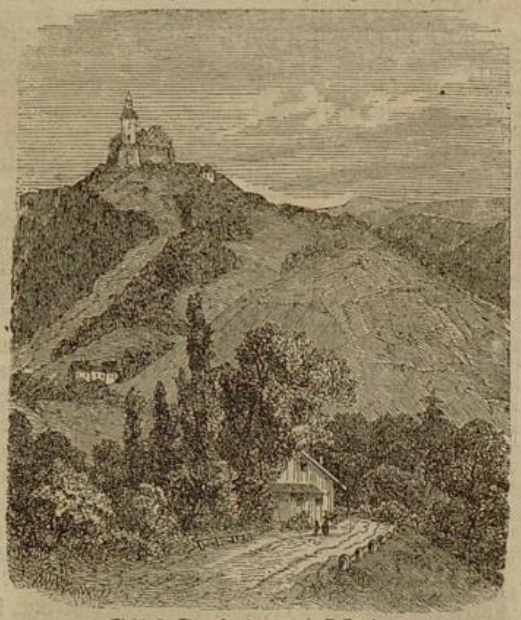
BLB Karlsruhe

markung und ein Gemeindevermögen von 1,290,853 fl., ein Häuser- und Grundsteuerkapital von 2,881,560, und ein Gewerbsteuerkapital von 1,478,150 Gulden. Offenburg ist der Sitz eines großherzoglichen Oberamtes und aller gewöhnlich an solchen Orten vereinigten Staatsstellen.

Ein Bewohner unserer stattlichen Kinzigstadt schildert die Offenburger als ein braves und arbeitsames, aber den Freuden des geselligen Lebens sehr ergebenes Völklein, dessen derbe Sprache mit der ihm charakteristisch eigenen Offenherzigkeit und Ungezwungenheit in einem Einklang stehe, welcher dem Fremden von der offenburgischen Gemüthlichkeit öfters einen störenden Begriff beibringe. Der Lahrer Hinkende läßt dieses Urtheil dahingestellt sein u. kann nur bezeugen, daß ihm's in Offenburg immer gefallen habe; denn er ist ein billiger Mann, u. weißt, wie man die Menschen nehmen muß.

Bei solcher Beschaffenheit des herrschenden Charakters, Lebens und Webens konnte es zu Offenburg an geselligen Vereinen und Anstalten nicht fehlen. Die uralte Schützengesellschaft wurde neu belebt, es bildete sich ein Museum, ein Musik- und Theaterverein, und die Fastnachtszeit wird von dem Offenburger Humore und Witze alljährlich durch interessante Umzüge und Maskenbälle gefeiert. Aber auch sehr nützliche Dinge, wie ein Feuerwehr-Corps und ein Turnverein, sind aus dem sozialen Geiste der alten Zäringerstadt hervorgewachsen.

Die glückliche Lage von Offenburg bringt es mit sich, daß man daselbst auch schöne und angenehme Spaziergänge findet. Die niedliche Parkanlage zwischen der Stadt und Eisenbahn ist ein nahe gelegener höchst lieblicher Erholungsort, und für weitere Ausflüge bietet die Umgebung mehrfache Anhaltepuncte. So führt der neue Weg auf das benachbarte Gebirg, wo man die prächtigste Aussicht nach einem großen Theil der Ortenau genießt. Andere vielbesuchte Punkte sind der Bielerstein, eine ganz seltsam gestaltete Felsenpartie, das freundliche Dorf Ortenberg mit seinem stattlichen Schlosse, und das trauliche Fesenbach, ein wahres Tivoli der Offenburger. Hier — wo der Letter-Fidele sein feuriges Naß kredenzt, bestellt sich der Hinkende ein Schöpplein 1857er. um als Stadtchronist von seinen Lesern für heuer Abschied zu nehmen und sie aufs nächste Jahr nach Freiburg im Breisgau einzuladen.



Schloß Staufenberg bei Offenburg.

Da hilft freilich keine Arznei.

Zu einem Militärarzte kam ein österreichischer Soldat, meldete sich krank und sagte:

„Schauen's Herr Doktor, i konn nit schlof'n."

„Nit schlof'n kannst? Wie lang schon kannst nit schlof'n?"

„Sett 4 Woch'n, Herr Doktor."

„Wirst z'viel Bier sauf'n, Kerl?"

„Zwei Maßl, Herr Doktor."

„Sauf nur ein's und komm in 8 Tag'n wieder."

Nach 8 Tagen kam der Soldat wieder und meldete.

„Herr Doktor, i konn hold'r als no nit schlof'n."

„Was? kannst als no nit schlof'n?

„Wie viel hast Bier trunk'n."

„Ein Maß'l, Herr Doktor."

„Sauf gar kein's mehr und komm' in 8 Tag'n wieder."

Nach 8 Tagen kam der Soldat wieder und sah angegriffen aus.

„Na, kannst jetzt schlof'n?"

„Nein, Herr Doktor, jetzt erst recht nit."

„Hast halter dick's Blut", sagte der Doktor, „da hast'n Pulver, nimmst's täglich zweimal, s'wird dich tüchtig larir'n." „Nach 14 Tagen kommst wieder."

Nach 14 Tagen kam der Soldat wieder. E war so elend, daß er die Wegsteuer nicht mehr hatte.

„Kerl, wie dutausschaust!" rief der Doktor, „hast larirt?"

„Jo, Herr Doktor. —"

„Kannst jetzt schlof'n?"

„Nein, i konn holter als no nit schlof'n. Schaun's Herr Doktor, jetzt halt i's nimmer aus!"

„Ja zum Henker, Kerl, was hast denn?" rief der Doktor ungeduldig.

„Wanzen, Herr Doktor," sagte der Soldat und legte die Hand an die Mütze.

Die Ueberraschung.

Eine Ehefrau überlegte mit ihrem Manne, welche Freude sie ihrer einzigen Tochter zum bevorstehenden Geburtstage machen möchten. „Wie wäre es," meinte der Mann, wenn wir sie heimlich Französisch lernen ließen?"

Akkord oder Taglohn?

Zum hinkenden Boten kommen allerlei Leute und fragen ihn um Rath und er ist noch selten einem die Antwort schuldig geblieben, denn er ist anfangs ein alter Bursche und hat schon Vieles erfahren auf dieser Welt.

Kommt kürzlich ein guter Bekannter zu ihm und sagt:

„Hinkender, ich will mir ein Haus bauen, und jetzt weiß ich nicht, soll ich's im Taglohn oder im Akkord bauen lassen. Rathet mir."

Zu dem hat der hinkende Bote gesagt: „Gevatter, ich will Euch eine Geschichte erzählen."

Und also erzählte er:

„Jüngst ging ich an einem neuen Hause vorbei, das wurde auch im Taglohn gebaut, und blieb stehen, denn es war ein schöner Bau und schaute den Arbeitern zu. Da bemerkte ich einen alten Maurer, der stand abseits und schlug sich Feuer für seine Pfeife. Das war nun gerade nichts absonderliches, denn wenn heut zu Tage die Maurer bei der Arbeit nicht den Kloben im Maule haben, so meinen sie, es ginge nicht. Nachdem ich aber dem Maurer eine volle Viertelstunde zugesehen hatte, wie er mit dem Stahle an dem Steine herumpickte, auf den Zunder blies, ihn in der Luft herumschwenkte, dann die Arme senken ließ, ein paar Minuten ausschnaufte und wieder von Neuem an's Feuerschlagen ging, da konnte ich's nimmer länger aushalten, ich ging auf den Maurer zu und sagte.

„He Florian, was machet Ihr denn da?"

„Feuerschlagen," sagte der Florian und schlug wieder auf den Stein los.

„Aber Florian," sagte ich wieder, mit dem Stein bekommt Ihr Euer Lebtag kein Feuer, der ist ja ganz klein und stumpf. Da habt Ihr meinen, der ist neu und scharf." Da lachte der Florian. „Das wäre mir. So habe ich selber einen im Sack."

„Ja warum brauchet Ihr ihn nicht und plaget Euch mit dem Scherben da?"

„Das versteht Ihr nicht," erwiederte der Maurer und machte ein pfiffiges Gesicht. „Schaut Hinkender, den Stein da," und er zog einen ganz neuen Feuerstein aus der Westentasche, „den brauche ich nur bei Akkord-Arbeit, hier aber schaffen wir im Taglohn und da ist der alte Stein gut genug." Sagte es und fing wieder von Neuem an, drauf los zu picken.

„Das ist meine Geschichte, Gevatter," setzte der hinkende Bote hinzu, „und jetzt könnt Ihr Euer Haus bauen wie Ihr wollt." Der Gevatter aber bedankte sich, ging hin und baute sein Haus im Akkorde.

Erzählungen aus Fritz Müllers Oekonomie.

6. Von der Pferdezucht.

Der Kaffee war getrunken, und zwar ein delicater, denn Herr H. macht den Cichorien zum Verkauf, trinkt aber selbst eine gute Javabohne, weil's ihm just geht mit dem Cichorie wie Napoleon mit der Nationalfreiheit. — In der schönen Reblaube blieb man aber beisammen, denn Fritz Müller hatte soeben zu erzählen begonnen.

„Es war etwa zwanzig Schritte von Herrn Pfähler's Restauration, da saßen wir allesammt auf leeren Fäßchen, und in der Mitte erzählte der alte graubärtige Wachtmeister, mit seinem Krückenstock und seinen Kreuzen und Ehrenzeichen. Wenn's als recht hitzig zugegangen war, dann schwang er seinen Krückenstock dazu, als wollt' er nochmals an der Düppler Schanze vorbei und den dänischen Rothhosen nachjagen. Er hatte den ganzen holsteinischen Feldzug fertig erzählt und fluchte eben darüber, daß sie nicht mehr hätten vorgedurft, als man in der Ferne eine große Staubwolke auf der Straße von Altenheim aufsteigen sah. — „Da kommen sie", rief ein Conducteur vom nahen Bahnhof herüber, Alles sprang in die Straße zusammen, und in zehn Minuten sah man schon einen Trupp stolzer Reiter, in deren Mitte eine Chaise mit drei Herren, die ohne Zweifel das Fest geleitet hatten.

„Donner und Doria, nee! so hab ich noch keene nich jesehen, so stolze Bursche!" sagte der alte Wachtmeister und strich vor Freude seinen langen grauen Schnurrbart. „Die Bursche müßten mir alle zu den rothen Husaren", fuhr er fort, „mit ihren blauen Jacken und scharlachrothen Westen."

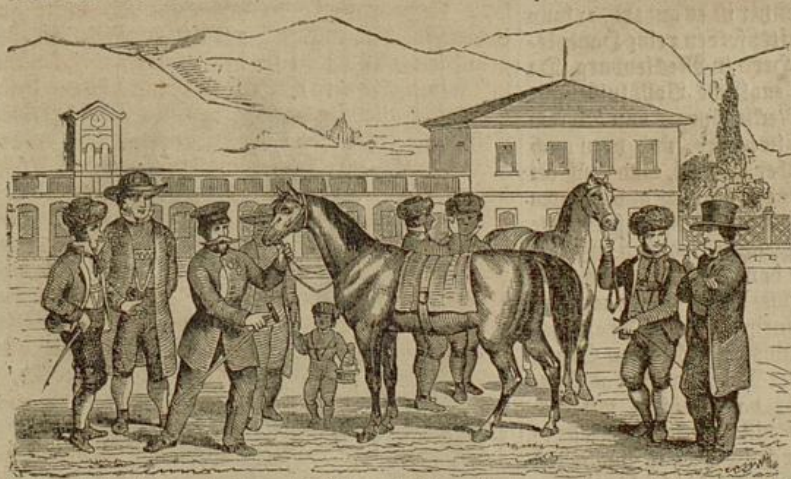
Plötzlich hielten die 20 Mann vor dem Bahnhofe und stellten sich in Front, nahmen den Dank der drei

Herren für ihre Begleitung entgegen und brachten noch ein schallendes Hoch aus, als diese mit dem Zuge nach Karlsruhe abfuhren;

Der Wachtmeister hatte schon lange Einen auf dem Korn, einen schmucken Burschen von 20 Jahren auf einer braunen Stute; jetzt hinkte er zu ihm hin mit seinem steifgeschossenen Beine und wir Alle nach. „Gehört die Stute dir?" sagte er zu ihm, Ja, oder besser meinem Vater, war die Antwort. „Und ist sie feil?" Nicht um 50 Louisd'or! wir haben ein so schönes Stutenfohlen von ihr, daß wir sie zur Zucht behalten wollen. „Brav!" so sagte der Alte, „eine schöne Stute, die gut vererbt, darf dem rechten Pferdezüchter nicht feil sein! und was soll das Fohlen daheim gelten?" Das ist auch nicht feil, erwiederte er, denn sonst kommen wir ja nicht weiter; erst, wenn wir noch von dieser Stute zwei Fohlen haben, wird uns die alte feil. — Es haben Elsässer Juden schon schwer Geld geboten, aber . . . „Vortrefflich und Respect vor Euch", sagte der Wachtmeister, denn nur so geht die Zucht vorwärts. Viele verkaufen meist das erste schöne Fohlen, weil sie ein paar Kronen profitiren, und sind dann so weit wie vorher, das heißt, sie bekommen nie eine Stute von mehr Race und Blut zur Züchtung; sie gehen immer im Kreis herum, um vorn wieder anzufangen. Ich war 15 Jahre Bereiter im Trakehner Gestüt und 10 Jahre Pferdemeister bei Herrn von T. bei Schwerin, einem reichen Pferdezüchter. Ich weiß da auch ein Wort zu reden, und ich freue mich über Euch Altenheimer, und wie die Orte dah erum heißen. Seit mir die Sacraments Dänen einen Granatsplitter in's Bein gejagt, und ich Euer schönes Land zur Heilung in meinen alten Tagen aufgesucht, bin ich manchmal herum gewandert und der alten Liebhaberei nachgegangen. Drunten in der Haardt, da haben sie auch zwar leichte, aber harte, schöne Thiere voll Feuer; allein sie verkaufen mir zu früh, und spannen die jungen Thiere an Fuhren, wie sie einem Frachtgaul gehören. Respect vor den Ausnahmen! so kenne ich in Eckstein, in Knielingen einige, z. B. den Bürgermeister B. und Andere, die machens auch recht."

„Da seht aber auch das schöne Thier", fuhr der Alte fort und faßte es an den Nüstern und öffnete das Maul. „Es ist noch nicht viel über fünfjährig und schon so kernig in den Gliedern und trägt sich so sicher." Fünf ein halbjährig ist es, erwiederte der Bursche, aber der Vater läßt es dies Jahr noch sehr schonen, weil es schon gefohlt hat, und nicht durch schwere Arbeit an der Körperausbildung einbüßen soll. Vierund fünfjährig geschont, kommt 10- bis 15-jährig doppelt ein, sagt der Vater immer.

„Ei charmant!" fuhr der alte Wachtmeister fort, grüß deinen Vater und sag ihm, ein alter Graubart, der 30 Jahre fast nicht vom Pferde kam, meinte, er sei ein Muster von Pferdezüchter, vor dem man Respect haben müsse. — Da haben wir aber auch schon einen Erfolg vor uns; der feine Kopf, der lange, schön angesetzte Hals, die breite Brust, die kräftigen Schultern, die schön gewölbten Rippen, der breite und nicht zu lange Rücken, die kräftige Kruppe und der schön gerade angesetzte Schweif; die ausgefüllten Flanken und starken Oberschenkel, zwischen denen die Hüften kaum recht herausragen, das sind goldene Eigenschaften dieser Stute. Und wenn man dazu noch die kräftigen, schön gestellten Gliedmaßen, die breiten Knie, trockenen, reinen Sprunggelenke, und die leichten, aber kräftigen Unterfüße und schön geformten Fassel und Hufe betrachtet, so muß man sagen, es ist eine Prachtstute.



Freilich, ein Husarenpferd ist es nicht, dafür müßte es leichter sein, allein ein reitender Artillerist dürfte damit zufrieden und im Zug muß es vortrefflich sein. Ja ja, das ist die Hauptsache, rief dazwischen ein schöner kräftiger Bauer, ich denke so ein Fünfziger und glaube, er war von Neufreistett, ich habe schon gefürchtet, der Herr Wachtmeister sei ein eingefleischter Husar und meine, wie oft die Herren Militärs, man dürfe nur Reitpferde oder überhaupt nur Handelspferde züchten, denn als Wirthschaftspferd sei jeder Gaul gut genug, der sonst zu nichts taugt. Wir Bauern müssen auch sehen, daß die Pferdezucht sich bezahlt macht, und die paar Louisd'or, die ein bloßes Handelspferd mehr gilt, gehen zehnfach daran verloren, daß die gehaltenen Mutterstuten nicht recht zu Wirthschaftsarbeiten

passen. Ohne es zu wollen, muß man sie dann mehr anstrengen als gut ist, man verdirbt damit die Zucht, oder man fühlt den Schaden und wird das sonst so geliebte Thier leidig und verkauft es beim ersten guten Preis, verdirbt damit wieder die Zucht, gibt das Fohlen 2- bis 4jährig ab und kommt so wieder nicht weiter. Wo der Schlag nicht zugleich für die Wirthschaftsbedürfnisse der Gegend paßt, kommt nie beim Bauer die Pferdezucht vorwärts, und wenn man sie verbessern will, muß man verstehen, was der Bauer brauchen und in seinen Verhältnissen mit Vortheil erzielen kann.

„Ihr habt den Kopf auf dem rechten Fleck", erwiederte der Alte, strich seinen Bart und sagte: „Ja, Husar bin ich mit Leib und Seele gewesen, und möchte heute noch einmal aufsitzen und an den Jütlander Rothhosen auswetzen helfen, was noch auf Ehre und Gewissen lastet, aber wenn ich nur Husar gewesen wäre, wenn ich nicht 25 Jahre mit der Zucht zu thun gehabt hätte, dann wollte ich über die Pferdezucht schweigen. Ihr habt Recht, Freund, der Bauer muß unter den meisten Verhältnissen einen Mittelschlag züchten, der zu mannigfaltigerem Dienst tauglich ist, wenn er über den Bedarf und also auch für den Verkauf züchtet. Denn ein rechtes Wirthschaftspferd muß manche Vorzüge haben, von welchen der Kavallerist keine Ahnung hat, und mein Husarenfuchs hätte auch schlechte Sprünge am Pflug und Erntewagen gemacht. Eher paßt ein gutes Wirthschaftspferd vom leichten Schlag zum Reitdienst der schweren und leichten Waffe, als ein ächtes, leichteres Reitpferd zum Wirthschaftsdienst. Bei einem großen Gutsbesitzer ist es anders, er kann noch neben den Wirthschaftspferden reine Handelspferde züchten, wie mein Herr in Mecklenburg. Da hatten wir zwei bis drei englische Vollbluthengste und stets einen schweren Mecklenburger von älterem Schlage für die Wirthschaftspferde, und dazu auch passende Stuten. Wie es aber auch sei, man muß bei der gleichen Race der Hengste bleiben und Stuten behalten, auf welchen sie gut vererben, muß die gute Nachzucht wieder mit den gleichen Hengsten bespringen lassen, nicht dies Jahr von einem mittleren, englischen Halbblut, das nächste Jahr und nach vier Jahren das Fohlen von einem leichteren Trakhener u. s. w. Und dann Schonung der trächtigen Stute, ein Tummelplatz und später Anspann für das Fohlen, fromme Behandlung, dann müßt's mit dem Teufel zugehen, wenn's nicht vorwärts ginge!" Jetzt wurde das Pferd noch in Schritt und Trab besichtigt, und Alle bewunderten die leichte, sichere Bewegung. Der alte Schnurrbart konnte nicht anders, er stieg mit der Hülfe des Burschen noch einmal auf dasselbe, und als er droben saß, meinte man, er sei 20 Jahre jünger. Ein paar Bursche brachten einige Flaschen aus der Restauration, und zuerst wurde dem Alten ein Glas Zeller auf's Pferd gereicht. „Ha", rief er, aus euern Reben fließt ein so edles Blut, und Pferde habt ihr, daß es ein Staat ist; Brüderchen, ihr seid schmucke Burschen, und wenn der leibhaftige Teufel über den Rhein käme, er müßte mit blutigem Kopf wieder heimkehren, denn auf so kräftige Söhne kann das Vaterland stolz sein.

Laut klangen die Gläser zusammen,
es klirrte in jeder Hand,
Und jauchzend ward es gerufen:
„es lebe das Vaterland!"
Das gab ein helles Klingen,
ein Jauchzen im ganzen Chor,
Da fuhr der alte Krieger
gar rasch im Sattel empor:
Hoch lebe der badische Bauer,
der solche Rosse erziehk,
Hoch lebe der badische Streiter,
der nie vor dem Welschen flieht!

Der einsame Spaziergang.

Der Herr Sekretär ging eines Abends nach der Kanzleistunde im Hardwalde spazieren und begegnete dem Herrn Registrator, der auch spazieren ging.

„Ei guten Abend Herr Kollege," sagte der Herr Sekretär und lüpfte seinen Hut, „so ganz einsam und allein?"

„Ja," sagte der Herr Registrator, und gab den Gruß zurück, „ich gehe am liebsten allein."

„Gerade so habe ich's," entgegnete der Herr Sekretär, „ich gehe auch am liebsten allein."

„Ei, da können wir zusammengehen," meinte der Herr Registrator.

„Mit Vergnügen," sagte der Herr Sekretär.

Und der Herr Registrator und der Herr Sekretär wandelten zusammen und plauderten dieß und jenes, und als sie sich an

der Hausthüre des Herrn Registrators trennten, schüttelten sie sich die Hände und der Herr Sekretär sagte:

„Es ist doch etwas schönes um so einen einsamen Spazlergang.

„Ja," erwiederte der Herr Registrator, „namentlich wenn man zu Zweit ist." „Gute Nacht."

Iman Schamyl.

Iman Schamyl, der Held des Kaukasus, der mit seinem Häuflein Lesgier u. Tschetschenzen die Freiheit seiner Berge viele Jahre lang gegen den russischen Koloß vertheidigte, ist endlich der Uebermacht unterlegen und jetzt ein Gefangener seines mächtigen Feindes. „Viele Hunde sind des Hasen Tod", hier aber darf man sagen: „Viele Hunde sind des Löwen Tod." Sechsundzwanzig Jahre lang hat Schamyl gegen die Russen gekämpft und mancher russische Soldat hat in den Schluchten und Pässen des Kaukasus ins Gras beißen müssen, bis es endlich gelang den freien Sohn u. Helden der Berge niederzuwerfen und zu fesseln.

Er hat für die Freiheit seines Landes gethan, was er konnte, und wenn er unterlegen ist, so ist er mit Ehren unterlegen und man muß auch vor dem Gefallenen den Hut abziehen. Und das muß man den Russen lassen, sie behandeln ihren Gefangenen mit großer Achtung und erweisen ihm fürstliche Ehren, wie er auch verdient, und solches kann der hinkende Bote nur loben.

Mitten in einem wilden Thale des Kaukasus erhebt sich ein schroffer Felsenkegel und auf der Spitze dieses Felsens hatte Schamyl seine Wohnung erbaut, wie der Adler sein Nest. Es war sein letzter Zufluchtsort nach einer Reihe von Niederlagen, und hierher — der Ort wird Dorschi genannt — flüchtete er mit seinen Weibern und Kindern, als Mahomedaner darf er mehrere Weiber haben, und hier hielt er sich mit seinen 400 tapfern Müriden für sicher vor jedem Ueberfalle, denn der Aul war gut befestigt, tüchtig mit Kanonen gespickt und nach den Seiten durch steile Felsenwände fast unzugänglich.

Ein kleiner gewundener Fußpfad, welcher sich steil aufwärts zieht und kaum so breit ist, daß zwei Personen nebeneinander gehen können, war der einzige Weg, der zum Schlupfwinkel Schamyl's führte. Man hielt den kleinen Platz für unüberwindlich.

Auf dem Holzschnitte kann man die Festung ganz deutlich sehen. Sie scheint sehr stark und sehr groß, größer fast, als sich der hinkende Bote vorgestellt hat, und er hat dem Holzschneider auch gesagt, sie käme ihm ein wenig zu groß vor, doch der war kurz angebunden und hat erwiedert: „Hinkender das versteht ihr nicht, akkurat so groß und so stark ist die Festung und wenn ihrs nicht glaubt, könnt ihr selber in den Kaukasus hinken und könnt sie euch anschauen. Ich bin ein Holzschneider und kein Aufschneider, daß ihrs wißt und damit hollah!"

So hat der Holzschneider gesprochen und der hinkende Bote hat geschwiegen und hat gedacht: „Meinetwegen, wenn sie den Russen nicht zu fest und stark ist, mir kann's schon recht sein."

Den Russen aber war sie nicht zu fest, denn die hatten durch die jahrelange Kriegsführung in dem wilden Gebirge des Kaukasus auch etwas gelernt, und während sie am 26. August 1859 auf der zugänglicheren Seite mit großer Macht gegen die Festung hinauf stürmten, und Schamyl einen Ausfall machte und sich an der Spitze seiner Tapfern kühn dem Feinde entgegenwarf, wurden die für unzugänglich gehaltenen und darum unbewachten Felswände, durch ein paar Hundert kühne Freiwillige mit Leitern erklettert und plötzlich erschien der Feind mitten in der Festung im Rücken der kleinen Heldenschaar.

Schamyl kämpfte umgeben von seinen Müriden, wie ein verwundeter Löwe, aber seine Getreuen fielen Mann für Mann — von 400 blieben nur 47 am Leben — und Schamyl mußte sich ergeben. Das russische Banner flatterte auf dem Thurme von Dorschi.

Auf dem Bilde sieht man wie Schamyl einen Ausfall macht, und mitten unter den Russen mit geschwungenem Säbel um sich haut. Rechts und links klettern die Russen an den Felswänden hinauf und haben ihm schon den Rückweg nach der Festung abgeschnitten.

Als Schamyl gefangen war und vor den russischen Feldherrn gebracht wurde, fragte dieser: „Bist du Schamyl? „„Ja,"" antwortete der Iman. „Wohlan, dein Leben sei dir geschenkt; du wirst deine Frauen und deine Reichthümer behalten; über dein weiteres Schicksal aber wird der Kaiser, mein Herr, entscheiden."

Schamyl beugte sein Haupt ohne ein Wort zu erwiedern. Er unterwarf sich ohne Murren seinem Schicksale.

Mit Schamyl's Gefangennehmung hat Rußland den ersten entschiedenen Schritt gethan zur Unterwerfung des Kaukasus, und wenn man auch die begeisterte Tapferkeit bewundern muß, mit welchem diese wilden Gebirgsvölker ihre heimathlichen Berge vertheidigten, so muß man doch zugestehen, daß die Unterwerfung dieser wilden ungebildeten Horden für den Sieg der Civilisation eine Nothwendigkeit war.

Schamyl aber hat sich durch seinen Heldenmuth einen Namen in der Geschichte erworben, der stets mit Achtung genannt werden wird.

Möge ihm die Gefangenschaft leicht werden und ihm das Heimweh nach seinen Bergen das Herz nicht brechen.

Sprüche.

Dem Edlen ist nur selten Glück bescheert.
Klagt nicht darob! Es soll nicht anders sein;
Denn kaufte man das Glück sich durch die Tugend ein,
Was wäre dann die Tugend werth?

Des hinkenden Boten Gedächtnißfeier großer Todten.

Es ist eine schöne Sitte in allen guten, rechtschaffenen Familien, daß sie das Andenken an ihre geliebten Verstorbenen feiern, daß sie am Allerseelen-Tage hinaus wandern auf den Gottesacker und die Gräber eines geliebten Vaters, einer guten Mutter bekränzen und an ihrem Todestage den theueren Todten eine Stunde der Erinnerung widmen.

Also soll auch ein braves, rechtschaffenes Volk seine Todten nicht vergessen, und wenn es ihnen auch noch Ruhm, Größe, Freiheit und Bildung zu verdanken hat, dann wird es heilige Pflicht für das Volk, dem Gedächtnisse seiner Todten Ehrensäulen zu errichten. Aber nicht allein Ehrensäulen von Stein und Eisen — Stein und Eisen sind vergänglich und werden zu Staub — sondern Ehrensäulen in Fleisch und Blut, und die Denkmäler, die ein Volk in seinem Herzen aufstellt, die dauern so lange es klopfende

Herzen giebt. Ein Volk ehrt sich selbst, indem es seine großen Männer ehrt.

Deutschland hat leider mehr große Männer unter als über dem Boden, und denen unter dem Boden will jetzt der hinkende Bote eine Gedächtnißfeier halten.

Merket auf Ihr, die ihr noch über dem Boden seid.

Erstens.

„Zu Mantua in Banden,
„Der treue Hofer war,
„In Mantua zum Tode
„Führt ihn der Feinde Schaar;
„Es blutete der Brüder Herz,
„Ganz Deutschland, ach! in
Schmach und Schmerz,
„Mit ihm das Land Tyrol!" —

So klagt der Dichter über die schmachvolle Ermordung des vackersten Mannes, der je für sein Vaterland gefochten und geblutet hat.

Am 20. Februar 1860 waren es 50 Jahre, da marschirte ein Commando Franzosen zur Festung Mantua hinaus. In ihrer Mitte ging ein Mann in Tyroler Tracht, mit stolzem Schritte und hocherhobenem Haupte, sein Gesicht strahlte in überirdischer Verklärung, denn der Mann ging für sein theueres deutsches Vaterland zu sterben.

Auf einer Bastion, nicht weit von der „Porte Ceresa" machte das Commando halt, bildete Viereck und zwölf Grenadiere traten vor. Der Tambour forderte den Gefangenen auf, sich die Augen verbinden zu lassen und nieder zu knien, doch der Mann wies das Tuch zurück und blieb fest und aufrecht stehen.

„Ich stehe", sagte er mit lauter Stimme, „vor dem, der mich erschaffen hat und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben!" Darauf rief er: „Gebt's Feuer!" und sank in sein Blut. Als der Rauch sich verzogen hatte, sah man den Mann von 12 Kugeln getroffen sich auf dem Boden winden. „O wie schießt Ihr schlecht!" ächzte er und erst die Kugel des Sergeanten endete das Leben des Helden.

So starb der Sandwirth Andreas Hofer von Passeyer im Lande Tyrol.

Als der alte Napoleon den Marschall Lefebvre mit vielem Kriegsvolk nach Tyrol schickte, um dem Kaiser Franz dies schöne Land zu entreißen, da stellte sich der einfache Bauer und Sandwirth Andreas Hofer an die Spitze der treuen Tyroler und am Berge Isel bei Innsbruck kämpfte er einen langen, furchtbaren Kampf gegen die hundertmal überlegenen vereinigten Franzosen und Bayern. Denn damals stritten Deutsche gegen Deutsche, daß Gott erbarm!

Die Tyroler knallten mit ihren Stutzen lustig von den Bergen herunter in die Feinde hinein und warfen ihnen Felsen und Bäume auf die Köpfe, daß ihrer Tausende erschossen und zerschmettert wurden. Als Kaiser Franz den Waffenstillstand von Znaim schließen und seine braven Tyroler preis geben mußte, da dachten die treuen Menschen: „Wenn uns unser Kaiser verläßt, wir verlassen unsern Kaiser nicht!" und kämpften weiter auf eigene Faust und wollten dem Kaiser sein Land erhalten, und Hofer stellte sich an die Spitze der Landesregierung in Innsbruck und besorgte sie nach seiner frommen und einfältigen Weise.

Andreas Hofer's Tod.

Der Friede von Wien vernichtete alle Hoffnungen der wackern Männer. Der Kaiser Franz uneingedenk seines feierlichen Wortes gab Tyrol an Bayern zurück und opferte rücksichtslos das treueste Volk der Erde.

Tyrol unterwarf sich und auch Hofer hätte sich der Nothwendigkeit fügen müssen, denn es war Alles aus, und nichts mehr zu machen, Tyrol war verloren. Aber einer seiner Rathgeber, der Priester Josef Denay, hetzte und schürte und überredete am Ende den für die Freiheit seines Vaterlandes begeisterten Mann auf's Neue die Fahne des Aufruhres zu erheben. Es mißlang. Hofer kämpfte mit einem kleinen Häuflein Getreuer einen Verzweiflungskampf, mußte aber unterliegen und sich flüchten und wurde durch einen Schandbuben um das Blutgeld von 1000 fl. an die Franzosen verrathen und ausgeliefert.

Dieser Schandbube aber war ein Landsmann Hofers — war Pater Denay von Schlanders — derselbe Priester, der ihn zum Aufruhre verleidet hatte. Merket euch seinen Namen, denn auch die Namen der Verräther darf man nicht vergessen.

Das war der Tyroler Held Andreas Hofer.

Zweitens.

Am 10. November 1859 feierte Deutschland den hundertjährigen Geburtstag seines Lieblingsdichters Friedrich Schiller. Schiller war kein Kämpfer mit Schwert und Büchse, aber er hat sein Vaterland groß gemacht durch die reichen Blüthen seines Geistes und hat im Herzen des deutschen Volkes die heiligsten erhabensten Ideen entzündet.

Was Schiller seinem Volke war und ist, das haben die Glocken verkündet, die am 10. November in allen Städten, Dörfern und Dörflein, „so weit die deutsche Zunge klingt", feierlich zusammen hallten.

Das war die Sprache, in welcher nicht Einzelne, nicht Partheien, nein in welcher das ganze deutsche Volk, in den Palästen und in den niedersten Hütten dem verewigten Dichter seine Bewunderung, seine Dankbarkeit und seine Liebe ausdrückte. Schiller hat im Grabe vollbracht, was noch keinem Sterblichen gelungen ist, er hat das deutsche Volk einig gemacht, und war's auch nur in einer gemeinsamen Empfindung und war's auch nur ein kurzer Sonnenblick, es war doch einig, — einig in Begehung dieses deutschen nationalen Festes. —

Höher als die Berge, auf denen die Freudenfeuer brannten, flammt die Begeisterung für den Genius Schiller, den Repräsentanten der deutschen Nation, seines Volkes größten und würdigsten Freund und das deutsche Volk hat hier bewiesen, daß es einig sein kann, wenn es nur will.

Schiller's Geburtshaus in Marbach.

Das Schillerfest ist die Antwort auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Der Name Schiller ist das Symbol, das Wort für die deutsche Einheit. In ihm hat die Nation einen Punkt gefunden, der Aller Herzen gleichmäßig schlagen läßt, eine Leuchte, an der aller Herzen sich entzünden und sich begeistern für alles Große, Erhabene, Schöne, für die Freiheit in der schönsten Bedeutung dieses Wortes. Indem wir uns unseres Schiller's freuen, ihn ehren, freuen wir uns unserer eigenen Tüchtigkeit, ehren wir uns selbst.

Friedrich Schiller ward am 10. November 1759 zu Marbach im Würtembergischen von bürgerlichen Eltern geboren und erhielt seine Erziehung auf der hohen Karlsschule in Stuttgart. Als Schüler, in früher Jugend schon, dichtete er sein erstes Werk „Die Räuber." Später, als Regimentsarzt angestellt, entzog er sich dem ihm unerträglichen militärischen Zwange durch die Flucht nach Mannheim, wo er für die dortige Bühne die Trauerspiele: „Fiesko" und Kabale und Liebe" schrieb.

Zu Gohlis bei Leipzig dichtete er seinen „Don Carlos" und in Jena, wo er Professor ward, schrieb er seinen „dreißigjährigen Krieg" und das große Trauerspiel „Wallenstein." 1802 wurde er in den Reichs-Adelstand erhoben, eine schwache äußere Anerkennung für den Adel seiner Seele.

Schiller war unermüdlich fleißig, und seinen nächtlichen Anstrengungen, denen wir herrliche Trauerspiele wie: „Maria Stuart", die „Jungfrau von Orleans" und die „Braut von Messina" verdanken, erschütterten seine Gesundheit und beschleunigten seinen frühen Tod. Vor seinem Ende vollendete er noch sein herrlichstes Drama „Wilhelm Tell" und am 9. Mai 1805 wurde er, noch nicht 46 Jahre alt, dem trauernden Deutschland durch den Tod entrissen.

Ehret den großen Todten, indem ihr euch bemühet, diese große reiche Seele verstehen und würdigen zu lernen, öffnet eure Herzen dem Himmelsthaue, der dem seinen wie ein Spritzregen entflossen, und fällt auch nur ein einziges Tröpflein dieses Himmelssegens in eure Seelen, so wird es einen Keim befruchten, der zu herrlichen Blüthen und Früchten empor sprossen wird.

Der hinkende Bote wird selber poetisch, wenn er nur von Schiller spricht, er kann nicht anders, und es muß wohl auch ein Tröpflein in sein altes Herz gefallen sein.

Schiller sollte ein Hausfreund Jedermanns und selbst des Aermsten sein, und wer ihn sich noch nicht zum Freunde gemacht hat, der thue es. So arm ist keiner, der nicht die paar Kreuzer sich am Munde absparen könnte, um sich Schiller's herrliche Gedichte zu kaufen. Sie kosten nur ein paar Kreuzer und tragen tausendfältige Zinsen.

Drittens.

Philipp Melanchthon.

Am 19. April d. J. feierte die evangelische Kirche das 300jährige Todesfest Philipp Melanchthons. Eigentlich aber heißt er „Schwarzerd" und die Gelehrten der damaligen Zeit nahmen gerne fremdartig und gelehrt klingende Namen an. Melanchthon war nach Luther der wackerste Streiter für die Durchführung der großen Reformation, er war Luthers Freund u. Waffenbruder bei diesem Kampfe der Geister, sie fochten Schulter an Schulter, einer war ein Stück des Andern, einer ergänzte den Andern und so haben sie gemeinsam das große Werk vollbracht. Wenn Luther der Mann der That war, der Held, der mächtig und kühn auf seine Gegner losstürzte, sie mit gewaltiger Faust zerschmetterte und den Fuß auf ihre Nacken setzte, so vertrat Melanchthon in den Kämpfen der Reformation das Prinzip friedlicher Vermittlung, nachgiebiger Humanität.

Melanchthon wurde am 6. Februar 1497 zu Bretten geboren, wo sein Vater Waffenschmied war und ist unser Landsmann. Schon als Knabe war er ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit, denn — es machts ihm jetzt keiner mehr nach — schon mit 13 Jahren bezog er die Universität, mit 17 war er bereits Magister

BLB Karlsruhe

und akademischer Lehrer und noch nicht 22 Jahre alt trat er schon als Kämpfer auf für die Sache Luthers.

Durch seinen Entwurf der „Augsburger Confession", einem Meisterwerk religiöser Ueberzeugung und zugleich weiser, den Verhältnissen angepaßter Mäßigung, machte er seinen Namen berühmt durch ganz Europa.

In seinem 23. Jahre verheirathete sich Melanchthon mit Katharina Krapp, der Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg, mit welcher er eine glückliche Ehe führte. Er liebte Frau und Kinder zärtlich und war ein musterhafter Familienvater, wie es bei einem solchen Mann ja nicht anders sein konnte. Oft wurde der große Gelehrte in seinem Familienkreise, den er „die kleine Kirche" nannte angetroffen, wie er mit der einen Hand die Wiege schaukelte und in der andern ein Buch hielt, in welchem er emsig studirte.

Die späteren Jahre seines Lebens wurden dem wackeren Glaubenshelden oft verbittert durch die Anfeindungen der finstern Eiferer, denen er nicht scharf genug war, denen er zu viel vermittelte und versöhnte, denen er mit einem Worte zu viele wahre christliche Liebe besaß. Es war damals schon gerade wie jetzt. Die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Einigkeit der Kirche, erlebte er nicht und es würde ihm, als er am 19. April 1560 in Wittenberg starb, seine letzte Stunde verbittert haben, wenn er hätte ahnen können, daß 300 Jahre später die Einigkeit der Kirche immer noch ein frommer, leider nicht erfüllter Wunsch geblieben sei.

Das Geburtshaus und das Denkmal Hebel's in Hausen.

Viertens.

Auch einer Frau will der Hinkende Bote gedenken, der vor 50 Jahren, am 19. Juli 1810 verstorbenen edlen Königin Luise von Preußen, der Großmutter unserer geliebten Großherzogin Luise. Denn das war eine Fürstin, wie die Geschichte wenige aufzuweisen hat, sie war nach dem Jahre 1806 nicht nur eine Stütze des preußischen Königs, sondern auch des preußischen Volkes. Napoleon, der sie einst so schmählich behandelte, sagte nach einer Unterredung mit ihr: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde, und ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden; sie ist schön und rein wie die Engel des Himmels." Die Befreiung Deutschlands aus den Fesseln des Unterdrücker hat sie leider nicht erlebt.

Fünftens.

Peter Hebel.

Von Peter Hebel, von unserem Hebel, dem Kalendermann, dem Hausfreunde und Freunde in jedem Haus, dem liebenswürdigen Dichter und Menschen, von ihm will jetzt der hinkende Bote ein Wort mit seinen Lesern reden.

Wenn der hinkende Bote von Peter Hebel spricht, so zieht er den Hut ab, und über sein altes Gesicht fliegt es wie Sonnenschein, denn Hebel war auch ein Kalenderschreiber und was für einer und man muß mit Hebels eigenen Worten ihm zurufen:

„Ne bessere Her treit d'Erde nit,
„S'isch Sege, was er thut und git.
„I cha's nit sage, wieni sott;
„Vergelt's em Gott! Vergelt's em Gott!"

Ihr kennt ihn alle den herrlichen Mann und habt ihn lieb, ihr Alle habt seine lustigen Geschichten gelesen und habt ihm manche heitere Stunden zu danken, ihr alle habt euch an seinen gemüthlichen und frommen Liedern erfreut und euere Herzen erhoben und habt ihm eueren Gruß und Dank in den Himmel nachgeschickt.

„Vergelt's em Gott! Vergelt's em Gott!"

Dort in dem kleinen unscheinbaren Häuslein zu Hausen im Wiesenthal ist er geboren am 10. Mai 1760. Ihr könnt auf unserem Bilde das Häuslein nicht verfehlen, es ist eine Rebhalde dran, ein Büblein sitzt auf der Staffel und an dem einen Laden ist der Kloben herausgegangen, deswegen hängt er krumm. Als der liebe Gott ihn am 22 September 1826 von der Erde abberufen, haben sie ihn in Schwetzingen begraben und seine Freunde haben seine letzte Ruhestätte mit einem schönen Grabmale geschmückt. Seine Wiege und sein Grab sollen uns theuer sein für alle Zeiten.

Am 10. Mai 1860, zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, haben ihm seine zahlreichen Verehrer in seinem Geburtsorte Hausen ein Denkmal gesetzt, als ein Zeichen ihrer Liebe und Dankbarkeit. S'wäre fast nicht nothwendig gewesen, denn wir hätten ihn auch so niemals, niemals vergessen.

Auch der hinkende Bote will ihm ein kleines Denkmal in seinem Kalender setzen, und die Hebelfeier in Hausen beschreiben, so gut er kann. Er war selber dabei.

Schon die Nacht zuvor loderten Freudenfeuer auf allen Bergen und manch harziges Tannenstämmlein ist zu Ehren Hebel's verbrannt worden. Den heitern Morgen begrüßten die Choräle und Lieder der Bergleute, und alle Orte des Wiesenthales hatten sich mit Kränzen, Blumen und sinnigen Sprüchen geziert; selbst die „Wiese" plätscherte lustiger und heller in ihrem grünen Bette und hatte zu Ehren ihres Sängers ihr Festkleid angezogen.

„Ne G'sang in Ehre"

hatte er einst gesungen, darum war's auch ein passender Tag für die Jungfrauen Schopfheims, ihrem Gesangverein eine von ihnen gestickte Fahne zu überreichen. Alle Gesangvereine des Wiesenthales hatten sich auf dem Festplatze eingefunden. In reich mit Blumen, Kränzen und Bildern gezierten Wagen waren sie angefahren, und viel schöne Sprüchlein waren darunter, und es thut

BLB Karlsruhe

dem hinkenden Boten leid, daß er sie nicht alle abdrucken darf, wie er gerne möchte. So nur eines für alle. Den Wagen von Fahrnau zierte der Spruch:

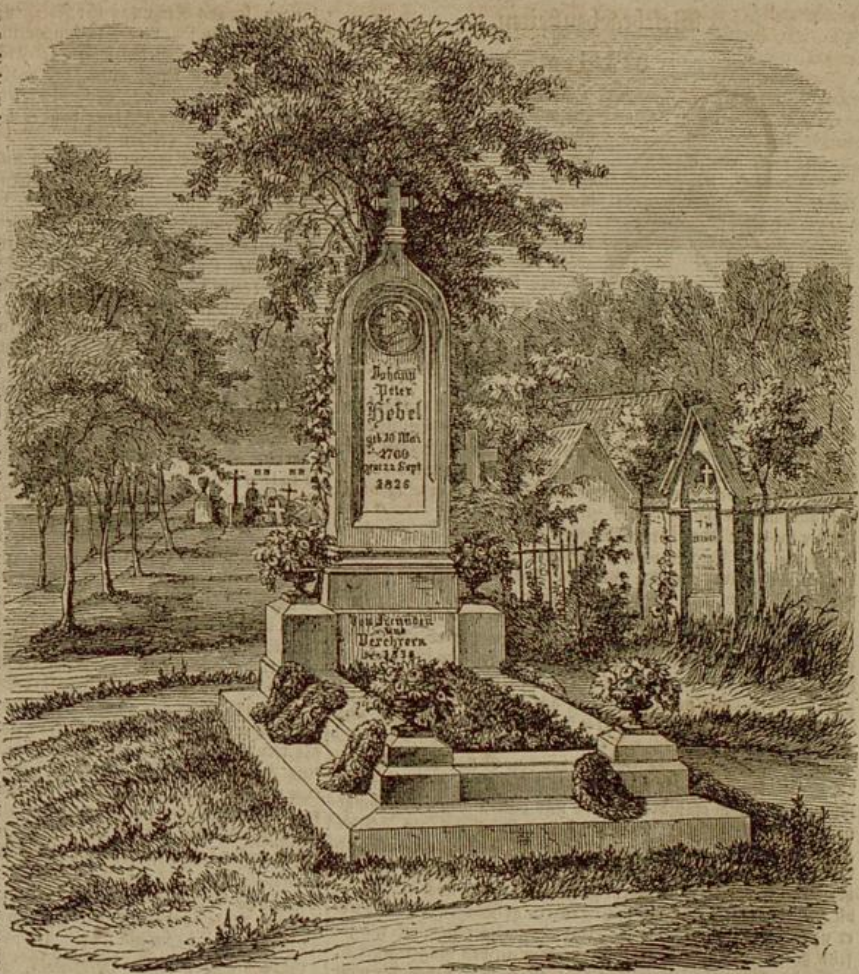
„Wenn's gilt im Hebel
Gränzli z'winde,
„Da blibt au Fahrnau
nit dehinte!"

Hebel mußte selber eine Freude haben in seinem Himmel droben an der schlichten, einfachen Liebe, mit der man da unten seiner gedachte.

Ein großer, festlich geschmückter Zug mit vielen bunten Fahnen und auch eine „Schwarz-roth-goldene" darunter, bewegte sich durch eine grüne Triumphpforte auf den Festplatz, wo schöne junge Mädchen in ihrer lieblichen Markgräfler Tracht die Büste Hebel's mit Blumen bekränzten und andere den fremden Gästen aus einem mit Blumen geschmückten Faß den Ehrentrank kredenzten.

Der gute Markgräfler hat ihnen wohlgeschmeckt den fremden Gästen.

Herr Grether von Hausen bewillkommte Alle in herzlicher Weise in der gemüthlichen allemannischen Sprache: „De Hebel wemmer ehre," so sagter, „in der G'sinnung, die er uns g'lehrt hat. Wer wenn is freun, e Trunk, e Chuß und e freudig Stündli soll is in Ehre z'Theil werde."



Das Grabmal Hebel's in Schwetzingen.

Von allen Gesangvereinen ertönten die schönsten Lieder Hebel's in den klaren Morgenhimmel hinauf und die Lerche in der blauen Höhe trillerte lustig dazwischen.

Von dem Festplatze aus bewegte sich der Zug nach Hausen, wo Hebel's Denkmal enthüllt wurde.

Man hatte für sein Denkmal einen schönen Platz gewählt. Nicht weit von seinem Vaterhause, vor der Kirche Hausen's steht es, (die Kirche ist auf dem Bilde zu weit rechts und man kann sie nicht sehen) und so oft die Hausener in die Kirche gehen mahnt es sie an ihren lieben Hebel und er schaut freundlich zu ihnen herab von seinem steinernen Sitze. Wenn ein Büblein oder Mägdlein jetzt will neben die Kirche gehen, — s'ist sonst wohl vorgekommen, — so getrauen sie sich jetzt nimmer, denn der Hebel sieht's.

Hebel's Denkmal besteht aus seinem Brustbilde — einem Meisterwerke aus der „Gießerei"*) in Hausen — das auf einem steinernen Sattel steht. Auf der Vorderseite ist zu lesen:

„Johann Peter Hebel,"
„Badens erster Prälat, lieblicher allemannischer
„Sänger und gemüthlich heiterer Volkserzähler."

Auf der Rückseite:

„Gewidmet zu seiner einhundertjährigen Geburts-
„feier am 10. Mai 1860, von den Einwohnern sei-
„ner Heimathsgemeinde und auswärtigen Verehrern."

Auf der einen Seite steht ein Vers aus Hebels schönem Liede der „Abendstern":

„O lueg, wis flimmert wit und breit,
„In Lieb' und Freud' und Einigkeit!
„s'macht Kein em Andre s'Leb' schwer,
„Wann's doch doniede au so wär."

Auf der andern Seite ein Stücklein aus seinem „Schmelzofen":

„Ne Freudestund isch nit verwehrt,
„Me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
„Me trinkt e frische frohe Mueth,
„Und druf schmeckt wieder 's Schaffe guet."

Zu Ehren Hebel's ist an diesem Tage noch manche schöne Rede gehalten und mancher Toast ausgebracht und viele schöne Lieder gesungen und viele, arg viele Schöpplein getrunken worden. Der hinkende Bote hat selber zwei mehr getrunken, als recht ist, und wenn sein Stelzfuß nicht gewesen wäre, er hätte noch ein Tänzlein riskirt mit „einer von dene dundersnette Maidli", denn was „d'Wiebervölkern" betrifft, so darf sich's Wiesenthal sehen lassen. Potz tausend ja!

*) Herr Hüttenverwalter Rudolph Zyser hat sie gießen lassen.

E

Hink. Bote 1861.